

It. sin j.
1014
du (I)

RUND UM DIE ADRIA



MIT 34 ILLUSTRATIONEN VON FRANZ SCHLEGEL.

GRAZ.

DRUCK UND VERLAG VON „LEYKAM“.

It. Sing. 1014 ^{dy} (I

Xerokopieren aus konservato-
rischen Gründen nicht erlaubt.
Nur im Lesesaal benutzbar.

17. MRZ. 2016

204 ①

170p. 1. 211.

15.-

323 / 506

<36632717650015

<36632717650015

Bayer. Staatsbibliothek



+

Rund um die Adria.

Ein Skizzenbuch

von

Josef Stradner.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Mit 34 Illustrationen von Franz Schlegel.



Bayerische
Staatsbibliothek
München

GRAZ.

Druck und Verlag „Leykam“.

1873
Wb/64/ 2669

Rund um die Adria

Ein Skizzenbuch

von

Josef Strehlke

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag von Franz Schödel



GRAZ

Druck und Verlag „Leopold“

*Ein Skizzenbuch, abseits vom breitgetretenen
Touristenpfade entstanden. Kein Führer, wohl aber
ein Wegweiser kann es dem Wanderer am Nord-
strande der Adria sein. Mögen die flüchtigen
Blätter dem sonnigen Gestade Freunde werben.*

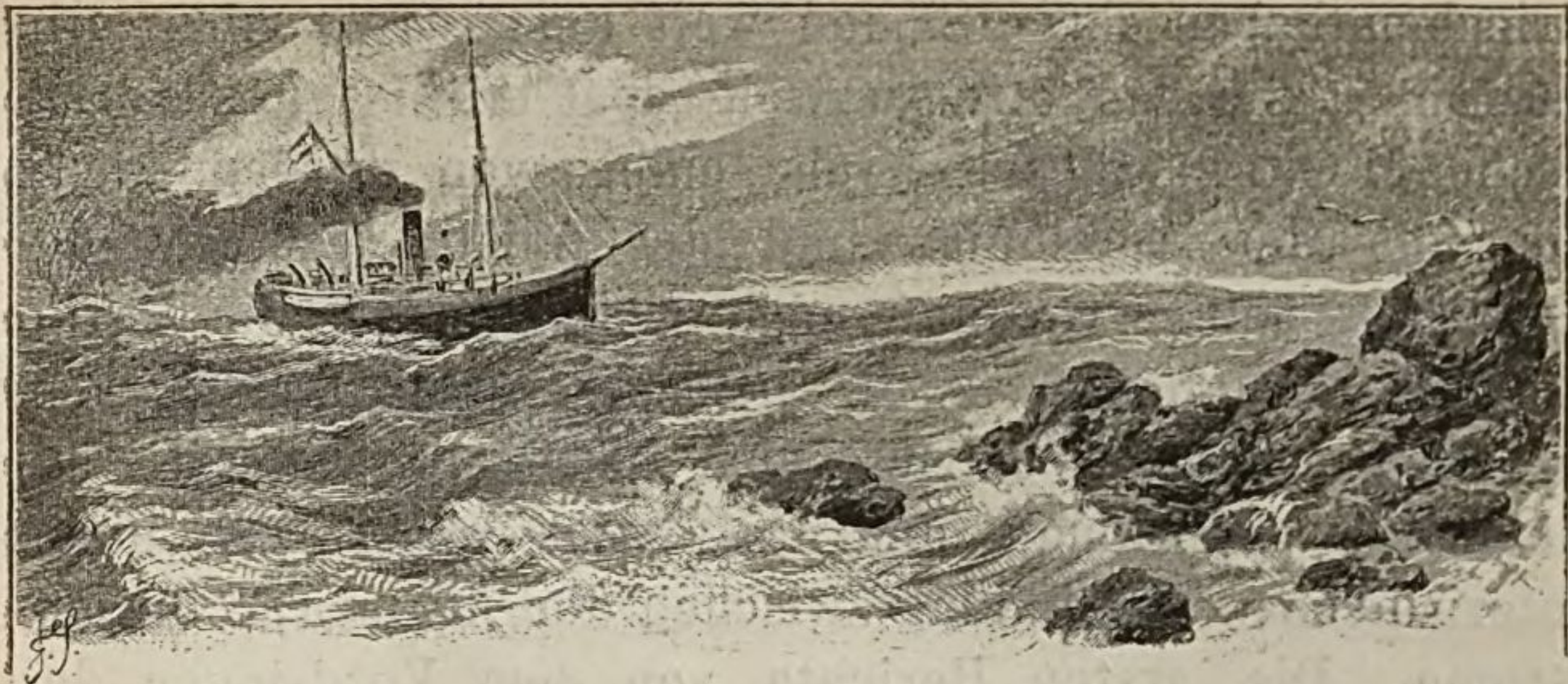
GRAZ, im Mai 1893.

Der Verfasser.

INHALT.

	Seite
Die Adria	1
Die Insel Lussin	14
Castua	33
Pisino	41
Von Xaxid nach Montona	60
Auf dem Tschitschenboden	74
Aquileja	97
Grado	106
Arquà	122
Im Schatten der Euganeen	135
Este	151
Am Po	163





Die Adria.

Der Sinn für die Reize der Gebirgswelt ist erst vor einem Jahrhunderte erwacht, die Schönheit des Meeres aber hat niemals ihre Wirkung auf das Gemüth des Menschen verfehlt. Erst die Reflexion und verfeinertes Empfinden vermochten den erstarrten Wellen der Erdrinde Leben und Bedeutung zu verleihen, während die Majestät der unendlichen, ewig bewegten Wasserfläche auch den einfachen Natursohn mit Ehrfurcht erfüllt. Im Dämmerschatten der Thäler und Schluchten treibt die Romantik ihre Blüthen, — „romantisch“ ist noch von unseren Eltern eine malerische Landschaft genannt worden — da huschen die Elfen, Alberer und Waldfräulein an uns vorbei, da können wir der Frau Perchta begegnen, da wohnt Rübzahl mit seinen Zwergen; — dem sonnigen Meere aber ist Aphrodite entstiegen, das klassische Schönheitsideal.

Am Mittelmeere steht die Wiege unserer Culturgeschichte: die Wissenschaft der Egypter, die Industrie der Phönizier, die Lebensweisheit und die Kunst der

Griechen haben ihren Samen weit ausgestreut über alle Küsten. Aber verhältnissmässig spät erst ist das Adriatische Meer in diesen Kreis einbezogen worden, denn zur Zeit des Apollonius und des Aristoteles war die Kenntniss seiner Gestade noch vielfach durch die Mythe verwirrt. Apollonius z. B. betrachtet den Quieto, der aus dem mittleren Istrien sich ins Meer ergiesst, als einen Arm der Donau, und Aristoteles spricht von einer unterirdischen Verbindung zwischen der Adria und diesem Strome. Die ersten Berichte von dem Vordringen der Griechen bis an die adriatische Nordküste treten im Gewande des Mythos auf: die Argonauten bestehen auf der Insel Absyrtes (Ossero) Kämpfe mit den Eingeborenen und gelangen bis an den Timavo, Antenor ist es, der die Stadt Padua gründet. Ueberall fanden die Ansiedler sesshafte Völker, die bereits einen bedeutenden Grad der Cultur erreicht hatten. Die kunstvollen Bronze-geräthe, die Bernstein- und Glaswaaren, welche man in allen Theilen des adriatischen Gestades findet, sind die Zeugen dieser Cultur.

Dann durchfurchten Roms kampfgerüstete Triremen die Adria. Lebhafter Handelsverkehr entwickelte sich zwischen den zahlreichen Pflanzstädten der Küste. Aber auch für die Reize des Strandlebens waren die Römer, die doch unsere Alpen abscheulich fanden, keineswegs unempfindlich. Die Reichen und Vornehmen besaßen ihre Landhäuser nicht nur an den Gestaden des Tyrhenischen Meeres, sondern auch bei Salona, am liburnischen Strande, an der Westküste von Istrien und im Weichbilde von Aquileja. Der Aufenthalt in den Lagunen galt als der Gesundheit förderlich und die Gladiatoren wurden dahin gesandt, damit sie sich kräftigten.

Erhöhte Lebensenergie pulsirt in allen organischen Wesen am Strande und im Schosse des Meeres. Die

sumpfigen Ufer bevölkern Pelikane, Enten, Reiher, Strandläufer, Kraniche, Rohrhühner, Taucher und Schwäne, an den felsigen Küsten horstet der Steinadler und der Lämmergeier, über den Wogen tanzt die muntere Möve, und in der Höhe zieht der Seeadler majestätisch seine Kreise. Zweimal im Jahre machen die Wandervögel ihre weite, gefährliche Reise übers Meer, eine Fahrt, die nicht immer einen glücklichen Verlauf nimmt. So ist in einer Märznacht des Jahres 1814, wie Goracuchi erzählt, ein Vogelzug vom Gewitter überrascht worden. Verwirrt und geblendet stürzten die armen Thierchen ins Meer und wurden von der Strömung in solchen Massen an den Strand von Lesina getrieben, dass man ganze Barken mit ihnen füllen konnte. Häufig, namentlich wenn Wetterwechsel bevorsteht, sieht man Schaaren von Delphinen auf der See sich tummeln und so lange der Spiegel ruhig ist, kann man den zierlichen Nautilus begegnen, dem phantastischen Kopffüssler, der zwei seiner flossenartigen Fangarme als Segel verwendet und mit den sechs andern rudern in seinem Papierboot auf den Wellen tanzt.

Das thierische Leben in den Tiefen lässt uns die unerschöpfliche Zeugungskraft der Natur bewundern.

Ein Gang über den Fischmarkt, der Besuch eines Aquariums oder die Ausbeute eines Schleppnetzes geben uns nur eine schwache Vorstellung davon. Taucher, die doch auch nur bis zu einer geringen Tiefe hinabsteigen können, schildern uns die Mannigfaltigkeit und Fülle vegetabilischen und animalischen Lebens auf dem Meeresgrunde. Den Boden bedecken üppige Wiesen, welchen die Blumen nicht fehlen, denn die zierlichen Algen aus den Familien der Florideen übertreffen in ihrer Farbenpracht die Blüthen des Festlandes. In den tropischen Urwäldern geht es nicht so lebhaft zu, als in dieser ge-

räuschlosen Tiefe, wo zwischen den schwankenden Wasserpflanzen eine bunte, farbenprächige Gesellschaft von Fischen und Krebsen, Stachelhäutern und Mollusken, Würmern und Kopffüsslern neben- und übereinander sich tummelt, verfolgt, bekämpft, überfüllt und auffrisst.

Auf dem Festlande sieht die Natur recht pedantisch darauf, dass jedes ordentliche Lebewesen mindestens einen Kopf und in der Regel auch Rumpf und Beine oder Flügel besitze, im Meere aber treibt sie ihr launenhaftes Spiel und lässt das Leben alle möglichen und unmöglichen Formen annehmen. Ein Anhänger des Zweckmässigkeitsprinzips kann den Meeresgrund für das Laboratorium ansehen, in welchem die Schöpfung ihre Versuche gemacht hat, um aus dem Urschleim zweckmässig eingerichtete Wesen zu schaffen. Die misslungenen Exemplare treiben sich nun als verfehlte Existenzen da umher. So ein armer Wicht nennt oft nichts sein Eigen als einen Schlauch, und damit ist er noch nicht am schlechtesten daran, denn der Schlauch frisst und verdaut, während sein Besitzer sich über nichts den Kopf zu zerbrechen braucht. Er ist der Rentier auf dem Meeresgrund. Viel schlechter befinden sich da die Hausbesitzer. Mit ihren Korallenbauten und Muschelschalen am Boden festgewachsen, müssen sie warten, bis ihnen die ungebratenen Infusorien in den Mund schwimmen. Als Wohnungsmiether können wir den Einsiedlerkrebs betrachten, dem es nicht besser geht, als seinem Schicksalsgenossen auf dem Festlande, denn so oft er dicker geworden, muss er ausziehen und sich eine neue Wohnung suchen. Der menschlichen Vorstellung weiter entrückt erscheint uns das Dasein der Medusa, jenes farbenprächtigen Gebildes, das, sobald wir darnach haschen, in unserer Hand zergeht wie ein Gespenst, und das Auftreten vieler anderer abenteuer-

licher Lebensformen. Da lächelt zwischen grünen Algen ein Rosenmund, während die Finger daran ihm die Nahrung zuführen, dort schweben glashelle Glocken, an welchen Fangarme hängen, wie die Leinen an einem Luftballon; gefräßige Blumensterne gaukeln auf langen Stielen



Fischer aus Chioggia.

und darunter mästen sich die Meergurken, ängstliche Philister, die in der Gefahr Alles von sich werfen, was sie besitzen: Tentakel, Mund und Schlund, Eingeweide und im äussersten Falle auch einen Theil des Leibes. Es wächst ihnen Alles wieder nach. Die Rhizopoden

aber besitzen überhaupt keinen Leib; sie scheinen nur aus Füßen zu bestehen, die sie mit einem kalkigen Skelet umgeben. Und diese bauchlosen Thiere hat die Schöpfung in solchen Massen hervorgebracht, dass mit deren Leichen alle unsere Kreideberge aufgebaut werden konnten.

Wenn schon längst die Schatten der Nacht herabgesunken sind, dann geht oft ein geheimnissvolles Leuchten durch die Wogen. „Lichtschäumend kräuselt sich die überschlagende Welle, Funken sprühet die weite Fläche und jeder Funke ist die Lebensregung einer unsichtbaren Thierwelt.“ So beschreibt A. v. Humboldt das Leuchten des Meeres. Ueber die Gartenbalustrade der Villa Angiolina in Abbazia gelehnt, bin ich einmal Zeuge dieses Naturschauspiels gewesen. Mit der Brandung sprühen die Funken über den felsigen Strand, von den Riemen der Boote träufelt das glitzernde Nass und auch im Kielwasser der Schiffe zeigt sich zuweilen die Erscheinung, welche die Schiffer *Ardor del mar* nennen. Wie Myriaden von Welten das Firmament erleuchten, so strahlen im Meere Myriaden kleinster Lebewesen ihr Licht aus. Denn man ist, wenn auch früher einzelne Naturforscher diese Phosphorescenz des Meeres der Zersetzung organischer Wesen zuschrieben, heute nicht mehr im Zweifel darüber, dass die Erscheinung von leuchtenden Thieren herrührt. Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat der italienische Zoologe Viarelli in den Lagunen von Venedig leuchtende Würmer entdeckt, die von Linné den Namen *Nereis noctiluca* erhielten.

Kommt im Schosse des Meeres das Lebensprincip in Tausenden von Thierformen zum Ausdruck, so zeigt auch das flüssige Element selbst geheimnissvolles Leben. Die Umdrehung der Erde, die im atlantischen Ocean

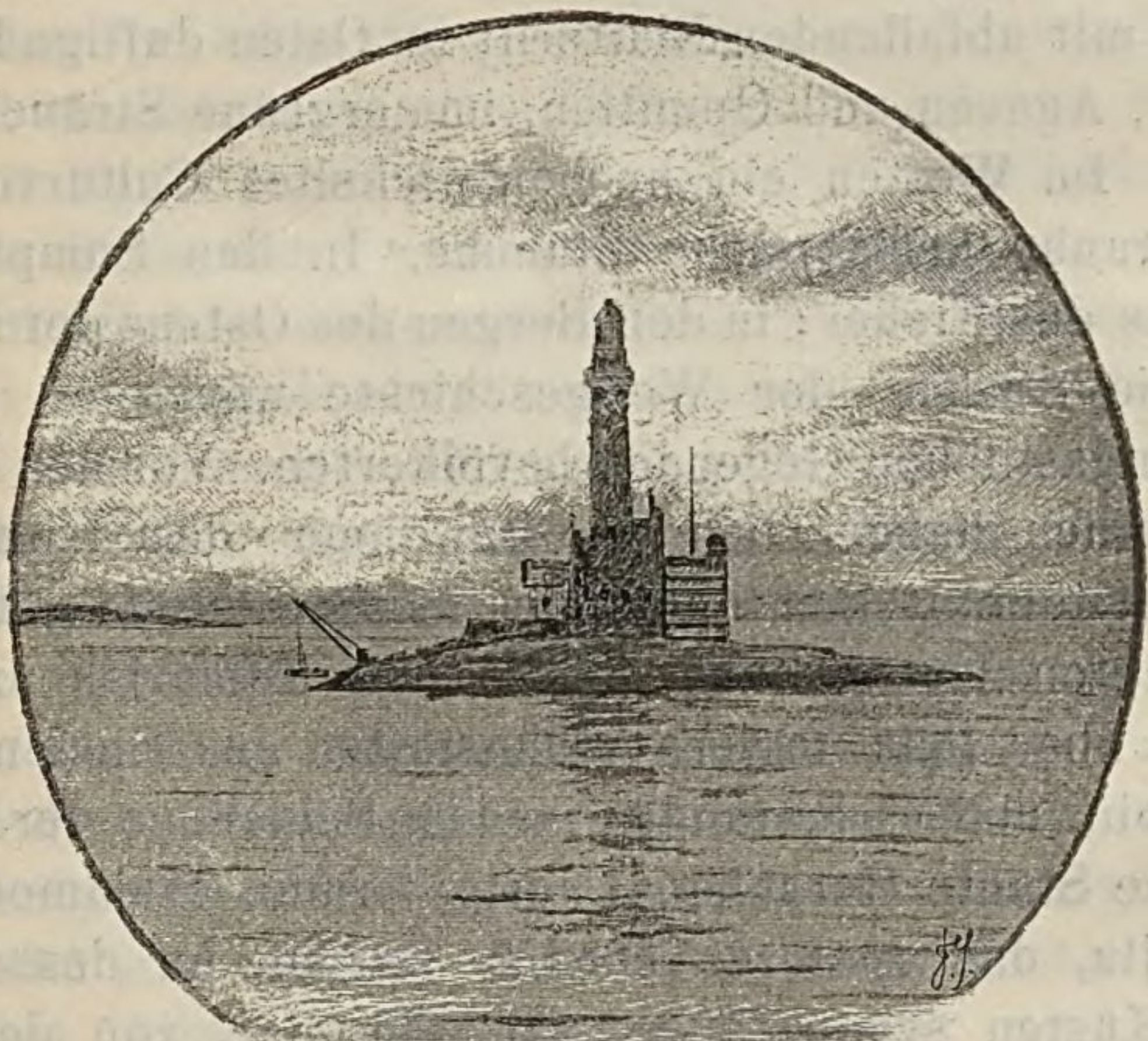
den Golfstrom hervorbringt, erzeugt in der Adria eine Strömung längs der dalmatinischen Küste von Süden nach Norden, die am italienischen Strande wieder ihren Weg zurück macht. Gezeiten und Winde erhalten die See in unausgesetzter Bewegung; geht der Pulsschlag von Ebbe und Fluth in diesem abgeschiedenen Meereswinkel auch weniger hoch als draussen an den Küsten des Oceans, so sind die Stürme um so heftiger, welche durch die Temperaturdifferenz zwischen dem Meere und den schneebedeckten Alpen zeitweise entfesselt werden. Es gibt Gegenden in Istrien, wo die Bora jedes organische Leben vernichtet, und nur wenige Gegenden, wie z. B. die Insel Lussin, Abbazia u. s. w. bleiben von dem eisigen Sturme verschont. An diesen durch die Lage begünstigten Orten entwickelt sich dafür die Mittelmeerflora in ihrer vollen Pracht und Ueppigkeit.

Die oro- und hydrographischen Verhältnisse stellen die beiden Küsten in scharfem Contrast einander gegenüber. Im Osten springen die Flüsse oft plötzlich aus dem nackten Felsen hervor und stürzen sich nach kurzem raschen Laufe in die See, im Westen schleichen sie auf langem Wege müde durch die Ebene dahin, versanden das Ufer mit ihrem Geschiebe und drängen das Meer immer weiter zurück. Auf diese Weise haben die Alpenströme das padanische Meer ausgefüllt, das friaulische Tiefland angeschwemmt und in historischer Zeit Ravenna, Adria, Aquileja und Concordia vom Strande getrennt.

Ist so an der Westküste das Meer scheinbar zurückgetreten, so hat sich an der Ostküste der Wasserspiegel theilweise anscheinend gehoben. In Istrien und Dalmatien hat man an mehreren Orten Mosaikböden, Aschenurnen und andere Gegenstände aus der römischen Zeit viele Meter tief unter dem jetzigen Niveau gefun-

den; das Castell von Sipar bei Umago, die Stadt Cissa, die Mauern von Stroprez sind vom Meere verschlungen worden und im Hafen von Zara fand man die Fundamente römischer Paläste. Auch an der Nord- und Westküste haben sich Veränderungen bemerkbar gemacht; versunken sind da ein Theil der alten Stadt Grado, das Kloster S. Pietro d'Orio, die Stadt Heraclea, ein Theil von Malamocco, die Inseln Amiano und Constanziaco in der venezianischen Lagune. Diese bald positiven, bald negativen Veränderungen der Küstenlinie sind nur zu erklären, wenn man sich gegenwärtig hält, dass die Umgestaltung der Erdoberfläche verschiedenen von einander unabhängigen Einflüssen unterliegt. Es hat eine Zeit gegeben, in welcher man diese Veränderungen als Wirkung einer secularen Bewegung der Erdoberfläche darstellte, bis Eduard Suess in seinem Werke „Das Antlitz der Erde“ dieser Theorie entgegentrat und insbesondere hervorhob, dass im Mittelmeere bis heute kein Nachweis einer säculären continentalen Erhebung oder Senkung der Lithosphäre innerhalb der historischen Zeit erbracht ist und dass speciell die Veränderungen der Küstenlinie in der Adria durch andere Ursachen zu erklären sind. Das adriatische Becken ist als ein Einbruch des Mittelmeeres zu betrachten, der erst nach der Eiszeit erfolgte. Stache, der geologische Erforscher Istriens und Dalmatiens, betrachtet die Inselkette Lagosta-Pelagosa-Tremi als die Südküste des einstigen adriatischen Festlandes. Vergegenwärtigt man sich nun den Verlauf dieses Einbruches, so lassen sich die localen Veränderungen im positiven Sinne, die an der östlichen Küstenlinie sich zeigen, leicht und einfach erklären, indem man annimmt, dass der Druck des Gebirges auf den Bruchrand örtliche Ueberschiebungen und Nachstürze herbeigeführt hat. Was dagegen die

Veränderungen an der flachen Westküste betrifft, so weisen, wie Suess darthut, die alten Nehrungen, die hinter der heutigen Brandungslinie mitten im Schwemmland vor der Mündung des Po und der Etsch stehen, auf eine lange Beständigkeit dieser Uferlinien hin, und die Senkung des Bodens in Venedig, Torcello, sowie das bereits er-



Der Leuchtturm Porer.

wähnte Versinken ganzer Inseln in den Lagunen können nur örtlichen Zusammensetzungen des Aluviums zugeschrieben werden.

Die Küstengestalt der Adria wird demnach im Osten von den Bergen, im Westen von den Flüssen bestimmt. Dieses Verhältniss führt zu einer weiteren Reihe von

Gegensätzen. Sanft verläuft das westliche Ufer, hinter Dünen ausgedehnte Strandseen bildend, das Hinterland ist wasserreich und mit fettem Humus bedeckt; steil ragt das östliche Ufer auf, zahlreiche Buchten öffnen sich zwischen den von Sturm und Brandung zerklüfteten Felsen, das Hinterland ist wasserarm und steinig. Im Westen üppige Wiesen, reiche Felder, hochstämmige Bäume mit abfallenden Blättern; im Osten duftige Balsamkräuter, Agaven und Opuntien, immergrüne Sträucher und Bäume. Im Westen ein hochentwickeltes Culturvolk; im Osten rauhe kriegerische Stämme. In den Sümpfen des Westens das Fieber; in den Bergen des Ostens der Mangel.

Die Stürme der Weltgeschichte waren es, welche diese ungastlichen Gegenden bevölkerten. Vor den Hunnen und Gothen haben sich die Bewohner des friaulischen und oberitalienischen Tieflandes in die Sümpfe geflüchtet. Den ersten Hütten aus Schilf und Tamariskenzweigen folgten aber bald festere Wohnstätten aus Eichenpfählen und Stein, und es erstanden in dem Schlamme der Strandseen die Städte Heraclea, Caorle, Grado, Malamocco und Riva alta, das spätere Venedig. Istrien, an dessen sonnigen Küsten schon lange sich Thracier, von der Mündung der Donau kommend, niedergelassen hatten, sah in seinem Binnenlande slavische Flüchtlinge aus Macedonien, Bosnien und Dalmatien als Nachfolger der Kelten einziehen. Diese Völker lieferten für Venedig, dessen Bewohner aus armen Flüchtlingen indessen längst schon zu Herren der Adria geworden waren, die Soldtruppen, sie verlegten schliesslich auch den Mittelpunkt ihrer geistigen Bestrebungen in die Lagunenstadt, in welcher z. B. dreissig Jahre nach der Erfindung Gutenbergs der erste glagolitische Druck erscheint.

Längst ist Venedigs Stern gesunken; der Westküste leuchtet das junge Gestirn Italiens, die Ostküste

aber bezieht ihre glagolitischen Drucke heute wohl aus Petersburg. Bald wird ein Jahrhundert verstrichen sein, seit der Doge zum letztenmale den Bucintoro bestiegen hat, um sich mit dem Meere zu vermählen. Altersschwach und siech war die Republik geworden; sie war eine Sterbende, als der grosse Abenteurer aus Corsica sie mit brutaler Faust erwürgte.

Aber Venedigs Name ist nicht, wie Napoleon hochtrabend decretirte, „vom Erdboden vertilgt“. Wie die Funde in Santa Lucia und Watsch, die Castellieri Istriens und die Grabstätten am Fusse der Euganeen uns von dem Culturleben vorgeschichtlicher Völker Kunde geben, wie wir von Aquileja bis ans ägäische Meer überall den Spuren der gewaltigen Römer begegnen, so wird Venedig für alle Zeiten das glänzendste Denkmal der mittelalterlichen Kunstentfaltung an der Adria bilden. Tausende pilgern alljährlich nach der ehrwürdigen Dogenstadt, die wie ein Märchen sich aus der Lagune erhebt. Vom Lido blicken diese Pilger auf das adriatische Meer hinaus, aber nur wenige darunter denken daran, wie mannigfaltig die Eindrücke sind, die eine Fahrt längs seiner Küsten gewährt.

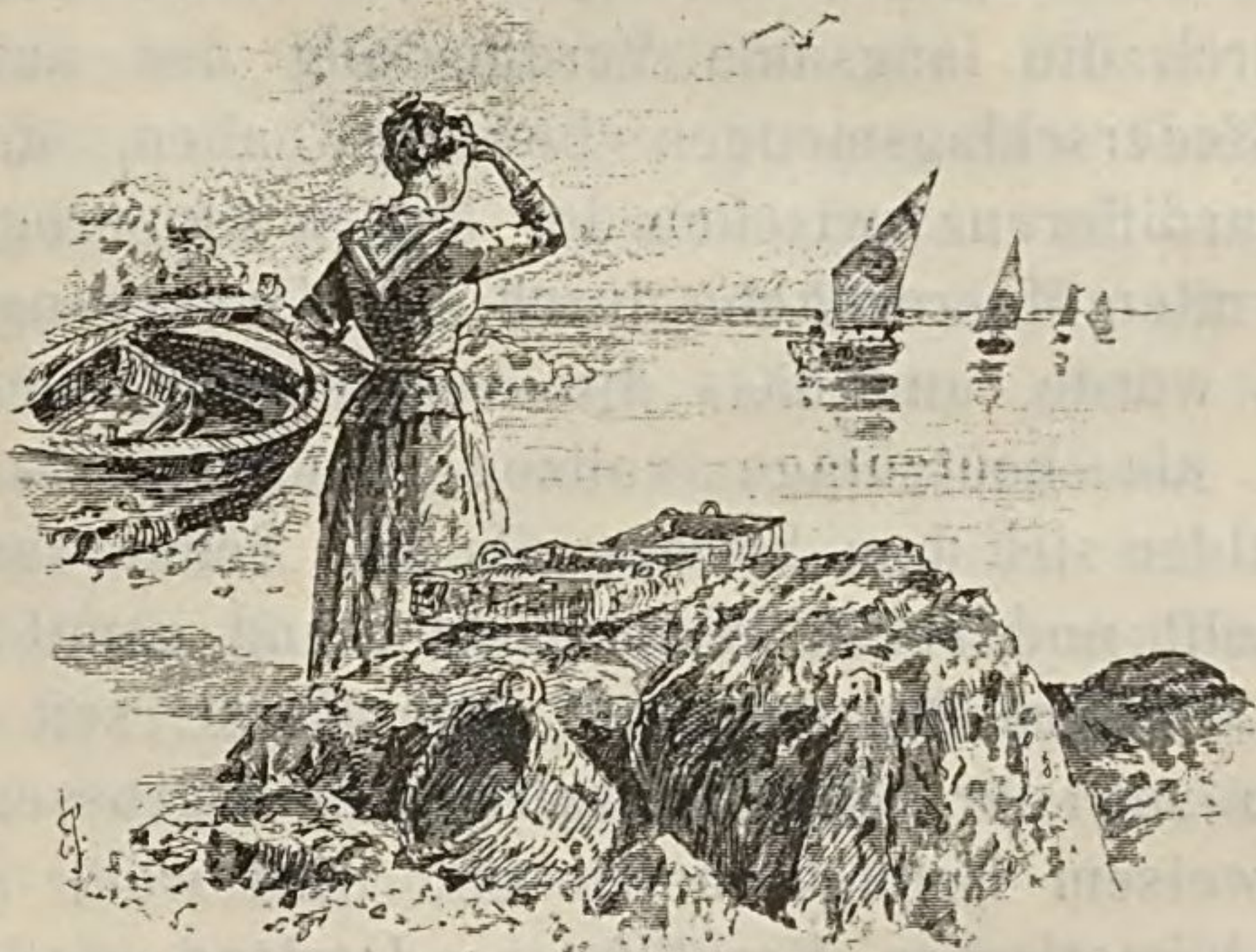
Das wilde Felsengebirge Albaniens wechselt mit dem freundlichen Strande von Valona und Durazzo; der südlichste Grenzstein Oesterreichs steht in einem Lorbeerwald und in den Bocche di Cattaro besitzt dieses Reich eine der herrlichsten Buchten Europas; Wälder von wildem Buchs, Ahorn und Steineichen bedecken die dalmatinischen Inseln; sonnige Weingelände, Kastanienwälder und Lorbeerhaine schmücken die Küste Liburniens. Im Norden erhebt sich im weiten Bogen das strahlende Diadem der schneebedeckten Alpen, während an den Strand heran der grösste Wald Oesterreichs, der Tarnovaner Forst, tritt, der mit seinen Eishöhlen ein Bild des Karstes vor der Verwüstung seiner Wälder

bietet. Unvermittelt schliesst sich hier das fruchtbare, von den Alpenströmen bewässerte Tiefland an, dessen Strand nächst Grado, Chioggia und Ravenna die träumerische Pinie schmückt. Dann folgen die fruchtbaren und volkreichen Küstenländer Italiens; wir sehen Rimini, Pesaro, die Vaterstadt Rossinis, Urbino, die Geburtsstätte Rafaels, und zuletzt Apulien mit seinen Orangenhainen und Johannisbrotwäldern. Unser Skizzenbuch enthält nur einen kleinen Theil dieser bunten Bilderreihe. Es beschäftigt sich zunächst mit jenem Theile der adriatischen Küste, der dem mitteleuropäischen Reisenden am leichtesten zugänglich ist. Denn schon regt sich in der nördlichen Adria, bisher mit Unrecht vernachlässigt, neues Leben: das Strandbad in Grado tritt mit dem Lido von Venedig in Wettbewerb; mit glücklicher Hand hat die österreichische Südbahn in Abbazia einen klimatischen Curort eingerichtet, in dem sich jeden Winter die vornehme Welt von Wien und Budapest zusammenfindet; an der kroatischen Riviera haben sich Crkvenica (Santa Elena), Novi und Kraljevica als Curorte aufgethan, und wer reines Inselklima unter Palmen genießen will, braucht nicht erst nach Corfu zu fahren, er findet unter den quarnerischen Inseln ein herrliches Eiland, das alle Bedingungen einer Winterstation zu erfüllen vermag: Lussin.

Seit Dalmatien ein Hinterland besitzt, gewinnt die buchtenreiche Ostküste auch für den Handelsverkehr erhöhte Bedeutung. Die beiden Gestade sind auf den Austausch ihrer Producte angewiesen, und mit der Zunahme der Cultur in der Herzegowina und in Bosnien wird sich dieser Verkehr gewiss lebhafter gestalten, denn das Meer trennt die Völker nicht, es verbindet sie.

Die Politik hat Oesterreich-Ungarn und Italien zusammengeführt, und zwei edelherzige ritterliche Monarchen

reichen sich über die Adria die Hand. Möge dieser Bund sich dauernd festigen, möge das Meer auch die Völker einander näher bringen, möge Oesterreich-Ungarn das Glück beschieden sein, die Stämme der Ostküste ungeachtet nationaler und staatsrechtlicher Hemmungen zur Entfaltung ihrer natürlichen Begabung und zur wirtschaftlichen Bethätigung ihrer gesunden Volkskraft zu bringen. Vielleicht wenden diese Stämme dann ihren Blick von der Neva wieder dem Meere zu, vielleicht scheint dann für immer die Sonne des Friedens auf die Gestade der Adria hernieder.



Die Insel Lussin.

Die schneebedeckten Hänge der Alpen und des Velebit entsenden jenen eisigen Wind, der in vielen Gegenden des Küstenlandes während eines Theiles des Jahres die Annehmlichkeit des Daseins wesentlich beeinträchtigt. Nicht immer mag der rauhe Geselle an der Küste so gewüthet haben wie gegenwärtig; die Wälder, die einst den Karst bedeckten, mögen durch die langsame Verdunstung der aufgenommenen Niederschlagsmengen bewirkt haben, dass die Temperaturdifferenz zwischen der kalten Alpenregion und der erwärmten Meeresfläche durch eine Uebergangsregion vermittelt wurde, und dass die Ausgleichung sich nicht so rapid als heutzutage vollzog; andererseits haben diese Wälder sich dem Sturme als eine Schutzwand entgegengestellt und seine Wucht bedeutend gemildert.

Die Wiederaufforstung auf dem Karst, seit einigen Decennien von der Staatsverwaltung mit grossem Eifer und theilweisem Erfolge betrieben, wird wohl mit der Zeit die klimatischen Verhältnisse Istriens wieder günstiger gestalten. Heute sind die Punkte, die sich einer windfreien Lage erfreuen, nicht allzu zahlreich. Wo aber diese günstigen Bedingungen vorhanden sind, dort vermag die istrische Küste, namentlich der liburnische Strand, sich ebenbürtig der ligurischen Riviera an die Seite zu stellen.

So bergen sich Abbazia unter dem Hange des Monte Maggiore, Cirquenizza unter den Ausläufern der grossen Capella vor dem Winde, der in wilder Hast diese Oertlichkeiten überspringt; die Insel Lussin aber liegt ruhig mitten in der gepeitschten See als ein untheiliger Zuschauer, denn der schlimme Gast erreicht sie fast niemals. In den Canälen di Maltempo und della Morlacca bricht sich seine Gewalt an den felsigen Ufern von Veglia und Arbe und sie erlahmt auf der weiten Fläche des Quarnerolo. Die Insel Lussin ist 55 Kilometer vom Festlande entfernt und ihr breiter Ostrücken wird nur leicht von den äussersten Wellen jenes kalten Luftstromes berührt, den der Velebit entsendet. Auf der Westseite aber, namentlich um den ewig heiteren Spiegel der grossen Bucht des Augustus gewinnen Klima und Vegetation den Charakter des mittelländischen Meeres, gedeiht die Palme und die Agave, blüht im Winter die Citrone, das Veilchen, der Lorbeer, Rosmarin und Arbutus. Selten nur sendet der nordische Winter, der den istrischen Karst oft fusshoch mit Schnee bedeckt, einige Flocken auch nach der glücklichen Insel, auf der das Thermometer fast nie unter Null sinkt. Im Winter von 1890 auf 1891, in welchem sogar die Lagune von Venedig einfrore und in welchem in Palermo das Thermometer unter Null sank, wurde in Lussin piccolo als kälteste Morgentemperatur — 1.8° C. verzeichnet.

Und doch hat man sich seit der Argonautenfahrt bis zum Jahre 1885, als Wiener und Grazer Aerzte sie förmlich wieder entdeckten, um die Insel niemals sonderlich gekümmert. Den Besuch der Argonauten erzählt Apollonius von Rhodus in folgender Weise: Absyrtus, der Sohn des Aetes von Kolchis, habe seine Schwester Medea, als sie mit Iason flüchtete, an der

Durchfahrt zwischen den Inseln Cherso und Lussin ereilt, sich mit dem thracischen Volke der Brigeiden verbunden, an der Stelle der heutigen Stadt Ossero eine Festung erbaut und sei hier im Kampfe gegen Iason gefallen. Andere alexandrinische Bearbeiter der Argonautensage lassen bekanntlich den Absyrtus als Knaben auf Kolchis durch die Hand seiner Schwester in grausamer Weise ums Leben kommen. Die Sage vom Zuge der Argonauten lebt aber heute noch auf unserer Insel lebendig fort und von Zeit zu Zeit zerwühlen Schatzgräber den Berg Ossero nach den Kostbarkeiten der kolchischen Königstochter.

Geschichtlich wird die Insel erst in dem Kriege der Römer mit den Liburnern bekannt. Die Flotte des Kaisers Augustus ward damals durch Borastürme gezwungen, in der wie ein Binnensee von Hügeln umschlossenen Bucht zu überwintern, die seitdem den Namen Val d'Augusto führt. Lussin und Cherso, nur durch eine schmale Durchfahrt von einander getrennt, hiessen damals die liburnischen Inseln und die Stadt Ossero hielt die Durchfahrt besetzt als eine wichtige Schifffahrtsstation auf dem vielbefahrenen Seewege zwischen Aquileja, der ersten See- und Handelsstadt des römischen Reiches, und Salona, der damaligen Hauptstadt Dalmatiens. Als das Christenthum sich verbreitete, ward Ossero Sitz eines Bischofs. — Heute fährt kein Schiff mehr von Aquileja durch die Cavanella von Ossero nach Salona. Die beiden römischen Handelsemporien sind längst todt und zerfallen und auch der Bischof ist wieder fortgezogen; Ossero ist ein fieberkrankes Dorf, über dessen ärmlichen Häusern und versunkenen Wällen sich nur das breite Dach der aus der Zeit der Frührenaissance stammenden Domkirche als Denkmal besserer Zeiten erhebt. An die byzantinische

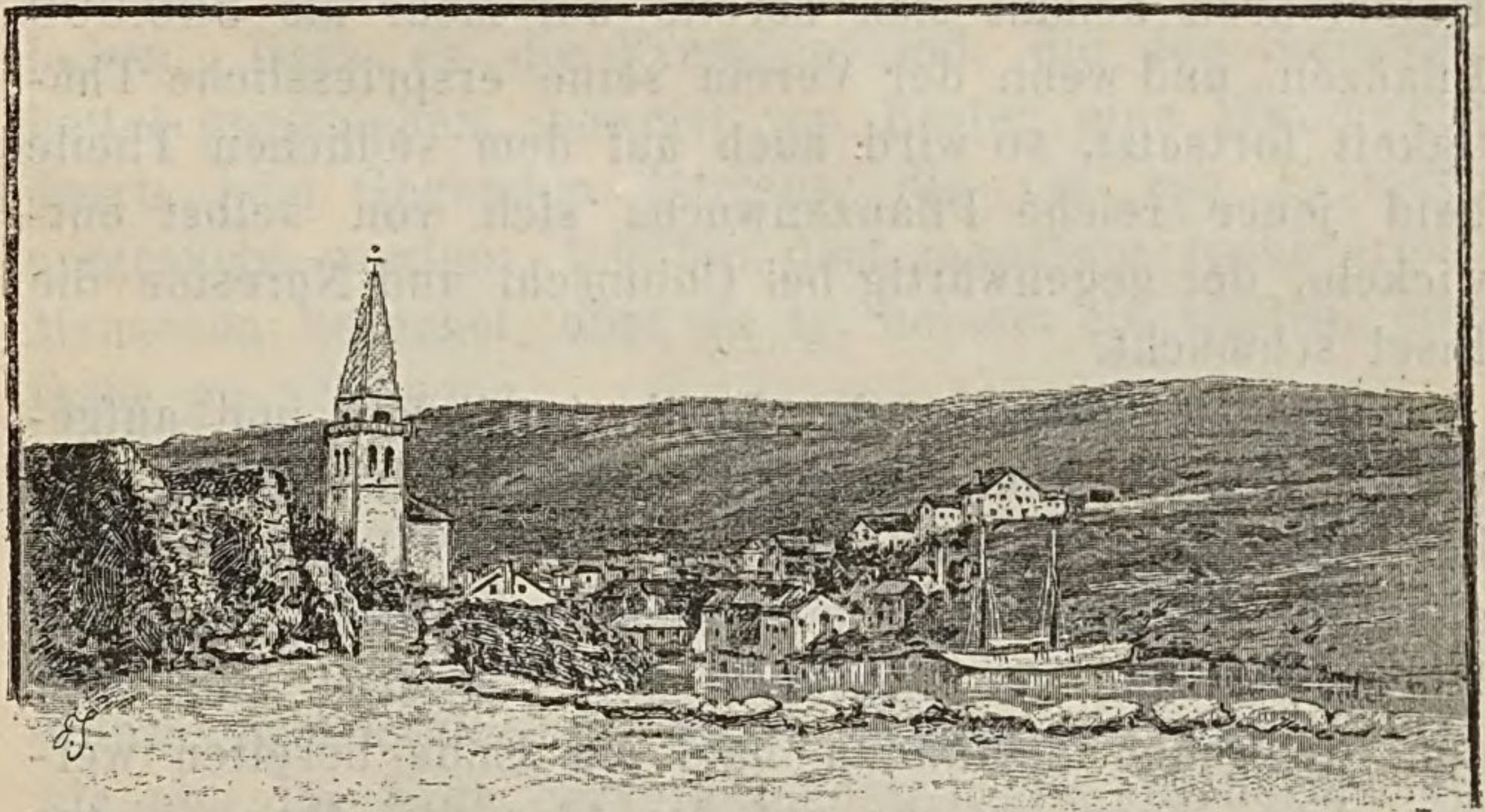
Epoche erinnert die Kirche S. Maria, deren Mauern einst eines der sieben Schiffe einer prachtvollen Basilika bildeten, die von den Sarazenen, nachdem sie die venezianische Flotte bei Sansego geschlagen hatten, zerstört worden ist. Der in Stein gemeisselte Bischofsitz aus jener Zeit, ein interessantes Werk romanischer Bildnerei, ist noch erhalten. Im Kirchenschatze befinden sich einige kunstvoll gearbeitete Geräthe aus dem Mittelalter, welche T. G. Jackson in seinem Werke über die Kunstschätze Dalmatiens und Istriens abgebildet und beschrieben hat.

Im elften Jahrhundert hielt der Doge Orso Orseolo II. seinen festlichen Einzug in Ossero, das nun der Republik Venedig einen jährlichen Tribut von vierzig Marderfellen zu leisten hatte, während Arbe zehn Pfund Seide senden musste. Aber der Schutz, den die Venezianer der Insel gewährten, war ein geringer, und besonders Lussin sah sich in den folgenden Jahrhunderten fortwährend den Einfllen der Seeräuber ausgesetzt. Die Bevölkerung organisirte eine Kstenwacht und erbaute Wartthrme, die „Uskokenthrme“, deren Ruinen heute noch zu sehen sind. Auf den Inseln Unie und S. Pietro de Nembi dagegen hatten die Uskokken sichere Schlupfwinkel gefunden, von welchen aus sie ihre Raubzüge unternahmen. Im Jahre 1797 kam die Insel Lussin mit Istrien an Oesterreich, nachdem die Venezianer sie ausgesogen und entwaldet hatten.

Die Städte Lussin grande und Lussin piccolo haben sich erst in der neueren Zeit entwickelt. Bis zum Jahre 1480 bildeten beide zusammen eine Dorfgemeinde, von der im Mittelalter nur selten die Rede ist. Die Insel war damals von ausgedehnten Waldungen und saftigen Weideflächen bedeckt, die Bewohner lebten von der Viehzucht und dem Holzhandel. An den venezia-

nischen Händlern, die regelmässig die Insel besuchten, fanden sie sichere Käufer. Erst im 17. Jahrhundert begannen die Bewohner von Lussin grande mit eigenen Tartanen den Handel nach Venedig zu betreiben, während Lussin piccolo noch während dieses ganzen Jahrhunderts nicht mehr als vier oder fünf Schiffspatrone aufzuweisen hatte. Wie A. v. Goracuchi in seinem Werke „Die Adria und ihre Küsten“ meldet, war Lussin piccolo noch am Ende des vorigen Jahrhunderts ein kleiner Ort mit 200 ärmlichen Häusern, die von Fischern und Schiffsleuten bewohnt waren. Ihren Aufschwung verdankt die Stadt einem Istrianer, Bernardo Capponi, der als Gemeindearzt hier wirkte. Durch seine Beredsamkeit verschaffte er den Bewohnern den nöthigen Credit in Triest, um einige Schiffe zu bauen, womit sie dann glückliche Fahrten ausser dem adriatischen Meere unternahmen. Der Unternehmungsgeist entfaltete sich, und in wenigen Jahren besaßen die Lussinianer mehr als hundert Hochbordschiffe, deren Zahl sich noch weiter vermehrte, später aber in Folge der Dampfschiffahrt wieder zurückging. Dagegen ist der Landbau vernachlässigt, und die Fischerei an der Küste fast ausschliesslich in den Händen der Sansegotten (Bewohner der westlich gelegenen Insel Sansego). Der Weinbau deckt den Bedarf der Insel nicht. Als die österreichische Regierung Lussin übernahm, bemühte sie sich, den Obstbau in Aufschwung zu bringen und es soll durch einige Zeit bei jeder Eheschliessung ein Revers verlangt worden sein, womit das junge Ehepaar sich verpflichtete, mindestens ein Dutzend Obstbäume zu pflanzen; — gewiss eine nützliche Anwendung des Eheconsenses — aber die häufigen Felddiebstähle verdarben den Leuten die Freude und anstatt Flurwächter zu bestellen, hieben sie die Bäume wieder aus. Nur der Oelbaum und die Feige kommen in grös-

seren Anpflanzungen vor. Aus letzterer Frucht, an der Sonne getrocknet, wird mit einem Zusatze von Nelken, Zimmt und Pignolen Feigenbrot bereitet. In den letzten Jahrzehnten hat man auch den Maulbeerbaum und den Aylanthus gepflanzt. Der Obst- und Gartenbau findet auf der Insel die günstigsten Bedingungen und könnte sich bei rationellem Betriebe sehr lohnend gestalten.



Lussin grande.

Wer von Lussin piccolo bis Ossero die Insel durchwandert, dem entrollt sich das Bild einer reich entwickelten Mittelmeerflora.

Man wandelt zwischen Wäldern von Steineichen und mannshohen Wachholderbäumen, zwischen Myrthen, Lentisken, Erika, Viburnum, Euphorbiaceen, Bux, Steinlinden, Terpentin - Pistazien, Mastix - Pistazien, Agaven, Opuntien und dem homerischen Affodill, der noch heute bei den Griechen die Pflanze der Todten ist. In Gartenanlagen prangen die Dattelpalme, die Araucaria, und der japanische Spindelbaum.

Heute ist der südliche Theil der Insel und das Gestade der Bucht des Augustus noch zum grossen Theile waldlos, aber seit die Insel als Winterstation besucht wird — und die Zahl der Besucher wächst von Jahr zu Jahr — sind durch einen Verein, der sich die Wiederbewaldung zur Aufgabe gemacht hat, schon zahlreiche kahle Stellen mit sehr günstigem Erfolge aufgeforstet worden. Die Zahl der ausgesetzten Kiefern und Halebföhren beläuft sich bereits auf mehr als 300.000 Pflanzen, und wenn der Verein seine erspriessliche Thätigkeit fortsetzt, so wird auch auf dem südlichen Theile bald jener reiche Pflanzenwuchs sich von selbst entwickeln, der gegenwärtig bei Chiunschi und Neresine die Insel schmückt.

Die Bevölkerung der Insel, intelligent und aufgeweckt, kommt dem Fremden freundlich entgegen; sie hat noch nicht gelernt, ihn als ein Ausbeutungsobject anzusehen. Leider lässt sich nicht bezweifeln, dass die Unvernunft und der Egoismus der Touristen auch hier den idyllischen Zuständen bald ein Ende bereiten werden. Von Jenen, welche auf der Alpe die Zäune hinter sich nicht schliessen, im Walde durch ihr Gejohle das Wild verscheuchen oder in den Landwirthshäusern dadurch, dass sie Alles „lächerlich billig“ erklären, die Preise hinauftreiben, — von diesen Sorten von Touristen ist Lussin bisher glücklich verschont geblieben, wohl aber kann man schon den Spuren jener gedanken- oder rücksichtslosen Philantropen folgen, die es nicht lassen können, jeden ärmlich aussehenden Menschen auf der Strasse zu beschenken, anstatt ihrem an sich gewiss nur löblichen Wohlthätigkeitssinne durch einen Beitrag zur Ortsarmencasse gerecht zu werden. In Italien ist durch solche übel angebrachte Almosen der Strassenbettel zur Landplage geworden. Je zahlreicher die

Fremden in einem Orte auftreten, um so mehr Hände strecken sich ihnen entgegen. Wenn man von Neapel auf den Vesuv fährt, so kann man in Resina, jenem Orte, unter welchem Herculaneum begraben liegt, die Bekanntschaft eines ganzen Gesangsvereines machen, der den Strassenbettel als Vereinszweck betreibt. Dieser „rührige“ Verein schreitet neben dem langsam den Berg hinanfahrenden Wagen so lange singend einher, bis die Insassen sich durch einige Bajocchi erkenntlich erwiesen haben. Dass es die Fremden sind, die den Strassenbettel grossziehen, beweist am Besten eine Wanderung durch jene Gegenden Istriens, die nie von Fremden aufgesucht werden. Ich bin dort manchem recht armen Menschen begegnet, aber es ist keinem eingefallen, eine Gabe zu verlangen.

Eigentliche Bettler gibt oder gab es wenigstens noch vor Kurzem auch auf der Insel Lussin nicht, aber die Kinder haben sich schon daran gewöhnt, jeden Fremden so lange kreischend zu verfolgen, bis er sich mit einer Münze losgekauft hat. Jeden Augenblick steht einem, wie aus der Erde hervorgeschossen, so ein barfüssiger Schlingel im Wege. „Signore, un craize!“ Kommt man in den Bereich einer Ortschaft, so ist man alsbald von einem ganzen Rudel schreiender Rangen umringt. „Un craize, un craize!“ Um die Lästigen für ihre Zudringlichkeit zu strafen, gibt es nur ein Mittel: man wirft ihnen einen Kreuzer zu, worauf sie im wilden Kampfe um die Beute sich selbst gegenseitig weidlich durchbläuen. Als Besserungsmittel kann diese Strafart allerdings nicht gelten.

Die Ueberfahrt von Pola nach Lussin piccolo dauert ungefähr vier Stunden, welche Zeit man in dem Salon eines der vortrefflich gebauten, und mit allem Comfort eingerichteten Passagierschiffe des österreichisch-unga-

rischen Lloyd in der angenehmsten Weise verbringt. Wenn das Schiff in die Val d'Augusto einfährt, tritt uns alsbald im Hintergrunde der von anmuthigen Hügeln umsäumten Bucht das freundliche Bild einer amphitheatralisch die Lehne hinansteigenden Stadt entgegen. Da und dort erblickt man zwischen den Häusern eine Dattelpalme, einen Lorbeerbusch oder einen Orangenbaum mit seinen goldenen Früchten. Wir sind in Lussin piccolo. Von einem kleinen, mit Baumgruppen und einem



„Un craize,“

Brunnen geschmückten Platze am Hafen klettern die engen Gassen steil hinan: links zur Domkirche, rechts an der vortrefflich geleiteten Pension der Stabsarztenwitwe Dr. Pundschu vorbei, zwischen Oelgärten und Eichenhainen nach der lieblichen Bucht von Cigale, geradeaus aber auf die Hochstrasse hinauf, welche nach Lussin grande führt.

Den höchsten Punkt von Lussin piccolo nimmt die von einer breiten Terrasse umgebene Domkirche ein. Hier genießt man eine gute Aussicht über den grössten

Theil der Stadt, über die Bucht und auf die hohe See hinaus. Die Kirche selbst bietet wenig Bemerkenswerthes. Wer aber zu Ostern in Lussin weilt, der unterlasse es nicht, der kirchlichen Feier hier beizuwohnen. Namentlich die Abendandacht am Charfreitag bietet ein seltsames Schauspiel. Jeder Besucher der Kirche bringt an diesem Abende eine oder mehrere Wachskerzchen mit, die er angezündet vor sich auf einen Betstuhl, einen Säulensockel oder auf das Kirchenpflaster klebt. Die Mütter kommen mit ihren Sprösslingen, die sie zwischen den unzähligen Lichtern auf dem Boden umherkriechen lassen. Immer neue Andächtige drängen sich durch die Menge, die Weiber setzen mit den Rücken die Lichter in flackernde Bewegung und wohl hundertmal entgehen Erwachsene und Kinder wie durch ein Wunder der augenscheinlichen Gefahr, von den Flammen ergriffen zu werden. Der Geruch von tausend brennenden Kerzen vermengt sich mit den Düften von durchschwitztem Loden, gekauten Zwiebeln und beschmutzten Windeln, und das Auge durchdringt den Nebel nicht mehr, den der Kerzenqualm über die singende Menge breitet. Das, was sie singen, ist ein eintöniger Wechselgesang, den der Vorsänger von Zeit zu Zeit mit einem Psalm unterbricht, um dann die Litanei in dem früheren Tonfalle fortzusetzen. Die Auferstehungsfeier findet am Samstag spät Abends statt. Alle Fenster der Stadt sind beleuchtet, und die Menge zieht, wenn das Wetter günstig ist, von der Domkirche in feierlicher Procession mit Fahnen und Windlichtern zu der auf einer Anhöhe ober der Stadt liegenden Calvarienkirche. Tausend Lichter grüssen dann den Schiffer, der um diese Zeit an der Insel vorbeisegelt und von seinem dunklen Bord sendet er sein Gebet herüber und gedenkt der Lieben daheim. — Bei Regenwetter findet

der festliche Umzug in der Domkirche statt. Bejahrte Bürger, mit der Alba angethan, tragen Baldachin, Kirchenfahnen, Kreuze und grosse, mit schwerem Barockornament vergoldete Laternen. Die verwitterten Matrosengesichter nehmen sich in der Spitzenkrause des weissen Chorhemdes recht merkwürdig aus. Unter den Klängen einer Musikbande, die abwechselnd einen Choral im Style der bekannten Wallfahrerlieder und lustige Märsche spielt, setzt sich der Zug in Bewegung. Weit hinaus über Hügel und Buchten verkünden die Glocken in volltönenden Harmonien das Osterfest, immer dichter wird das Gedränge in der Kirche: da und dort arbeitet sich ein Verspäteter mit dem weissen Bündel unter dem Arm durch die Menge, mit Hilfe der Umstehenden entfaltet er sein Chorhemd und bohrt mit den nervigen Fäusten, vielleicht einen derben Fluch zwischen den Zähnen hervorstossend, unbeholfen in dem feinen Linnen herum, bis er es über die wild in der Luft herumfahrenden Arme und über den breiten Rücken gezogen hat. Dann reiht auch er sich mit frommer Miene in den Umzug. In seiner schlichten Religiosität weiss er, dass sein Herrgott auf Etiquette und Redensarten doch nichts hält.

Bietet das Volksleben auf Lussin, die Tracht der Fischer, der Arbeiter auf den Werften und der Mädchen aus Ulbo mit dem weissen Kopftuch, dem offenen Mieder und den kurzen dunklen Röcken, dem Maler den Vorwurf zu manch' reizendem Genrebildchen, so findet der Landschaftler und der Naturfreund an den mannigfaltig gestalteten Buchten und kleinen Inseln eine unerschöpfliche Quelle der Anregung. Auf dem Wege nach Lussin grande liegt vor uns der dunkle Spiegel des Quarnerolo in malerischer Umrahmung: im Vordergrund die pittoresken Gestade der Buchten Val d'Arche und Val Os-

cura, über diesen im Hintergrunde das gewaltige Haupt des Monte Ossero, am westlichen Horizonte die lange graue Wand des schneebedeckten Velebit.

Lussin grande ist nach der Bevölkerungszahl viel kleiner, es ist aber ausgedehnter gebaut als Lussin piccolo. Das Gestade ist hier flach und breit, die Häuser liegen zerstreut zwischen freundlichen Gärten. Ein verwittertes Bauwerk, der sogenannte Weiberthurm, in welchem einst Weiber und Kinder den landenden Türken Widerstand geleistet haben sollen, verleiht der Stadt, von dem kleinen felsigen, mit Agaven umsäumten Hafen aus gesehen, ein mittelalterliches Gepräge. Eine schöne Villa am Eingange der Stadt ist Eigenthum des Erzherzogs Karl Stephan, der mit seiner Gemahlin einen grossen Theil des Jahres hier wohnt. Die Kirche, deren Campanile wegen seiner gedrungenen Gestalt auffällt, bewahrt einige werthvolle Bilder und eine besonders schöne Madonnenstatue, die ein frommer Lussinianer aus einem zum Abbruch bestimmten Kloster in Venedig hieher gebracht hat. Die Pfarrkirche besteht so wie jene von Lussin piccolo erst seit 1662. Vor dieser Zeit mögen die wenigen Hirten und Holzhauer, die den südlichen Theil der Insel bewohnten, auf schwankenden Booten hinüber gepilgert sein zu den Mönchen von Palazziol, die auf einem mitten im Quarnerolo liegenden Eilande ein uraltes Kloster besassen. Aber eines Tages bemächtigten sich Piraten des Klosters, das ihnen dann lange Zeit als sicherer Schlupfwinkel diente, bis die Venezianer das Räubernest zerstörten.

Auf der Westseite der Insel, einige Minuten von Lussin piccolo entfernt, liegt die Bucht von Cigale, die wegen ihrer vollständig windfreien Lage im Winter von den Curgästen mit Vorliebe aufgesucht wird. Die Chronik weiss von der Oertlichkeit nur zu erzählen, dass ein-

mal, es war im Jahr 1605, ein hier vor Anker liegendes Handelsschiff von den Piraten durch einen besonders frechen Handstreich weggenommen worden ist. Heute wird die idyllische Einsamkeit hier nur durch das Geräusch einer kleinen Werfte und von Zeit zu Zeit durch eine Chioggiotten-Flotte unterbrochen, die vor widrigen Winden Zuflucht sucht. Findet einmal der Quarnero seitens des reisenden Publicums seine verdiente Würdigung, dann wird wohl dieser reizende Erdenwinkel am geeignetsten befunden werden für den Bau eines grossen Curhotels, umgeben von Palmengärten und bevölkert von einer Schaar schwarzbefrackter Trinkgeldpiraten.

Ein wohlgepflegter und von trefflich gedeihenden jungen Anpflanzungen begleiteter Strandweg führt bis zu dem felsigen, von der Brandung umtosten Hochseeufer hinaus. Dort steht die Seeleuchte, den Schiffen sichere Fahrtweisend, und die kleine Capelle Maria Annunciata, vor welcher die von weiter Fahrt Heimgekehrten ihre Dankgebete sprechen.

Geniesst man hier den Ausblick auf die hohe See und die Inseln Sansego, Unie und Canidole, so bietet ein kurzer Spaziergang auf den Hügel Vela Straza ein Vollbild der Stadt Lussin piccolo und ein Ueberblick über die grosse Bucht und die ihren Eingang bewachenden weingesegneten Inseln Coludarz und Mortar. Letzteres Eiland soll vor nicht allzulanger Zeit um 5 fl. verkauft worden sein, ist aber seither derart im Werthe gestiegen, dass die Seebehörde später den Grund für die Seeleuchte sammt Wächterhaus mit 200 fl. bezahlen musste.

Wer sich einen weiteren Ausblick verschaffen will, erreicht ihn mit geringer Mühe durch Besteigung des 234 Meter hohen Monte S. Giovanni. Da liegt zu

unseren Füssen, wie in der Vogelschau, Lussin grande mit seiner tiefdunklen Bucht, seinen Orangengärten und dem wohlgepflegten Parke des Erzherzogs. Hastig eilen die dunkelgrünen Wellen des ewigbewegten Quarnerolo dem felsigen Strande zu, um in weissem Gischt zu zerstioben. Wie ein Heer von Gnomen ziehen sie heran, ausgesandt von dem grauen Unhold, dem windbrütenden



Bucht von Cigale.

Velebit. Weiter gegen Süden schwimmen die dalmatinischen Inseln und Berge im Sonnendunst und wenden wir uns gegen Westen, so können wir an klaren Tagen über die leuchtende Fläche der Adria bis zu den Apenninen hinübersehen, die wie ein zartes Wölkchen am Horizonte liegen. Ein mannigfaltiges Bild entrollt sich dem Blicke im Norden. Da liegt ein grosser Theil unserer Insel mit ihren zahlreichen Buchten ausgebreitet vor uns, zu einer Seite Sansego, Unie, zur anderen

Cherso, Veglia, Arbe, und gerade vor uns der Ossero, der den Ausblick auf einen Theil der istrischen Küste verdeckt, aber noch den Leuchtthurm Porer und das Cap Promontor deutlich unterscheiden lässt. Es hat einen Mann gegeben, der diese herrliche Rundsicht durch 24 Jahre alle Tage genossen hat und sich schliesslich auf der Spitze des Berges begraben liess. Der Mann war ein Einsiedler und soll nach den Einen Lang geheissen haben und ein Deutscher aus Ungarn, nach den Andern ein Croate Namens Peter Cocorin gewesen sein. Er hat von 1807 bis 1834 in der kleinen Klausen gelebt, deren Mauern noch erhalten sind.

Die Insel Sansego ist geologisch darum interessant, weil sie in ihrer ganzen Ausdehnung aus Quarzsand besteht, der auf einer den Wasserspiegel kaum überragenden Kalksteinmasse ruht. Offenbar hat ein Fluss sein Geschiebe hier abgelagert. Vielleicht hat einst die Arsa sich hier ins Meer ergossen, vielleicht hat der Po zur Zeit, als die nördliche Adria noch Festland war, an dieser Stelle seinen Lauf nach Süden gelenkt. Verschiedene Gegenstände, die man hier gefunden hat, beweisen, dass auch diese entlegene Insel von den Römern bewohnt war. Dann scheint sie jahrhundertlang von den Menschen verlassen gewesen zu sein. Goracuchi schreibt im Jahre 1863, dass auf der Insel Sansego „Menschen von ausserordentlicher Grösse leben“. Dieser Jahrhunderte lang unbeachtete und für unfruchtbar gehaltene sandige Boden wurde durch Zufall zur Bebauung tauglich befunden, so dass er jetzt sehr nützliche vegetabilische Producte, Kürbisse von enormer Grösse und Weintrauben liefert; aus wenigen Familien, die sich anfangs dort niederliessen, entstand in weniger als hundert Jahren eine Bevölkerung von mehr als tausend Seelen, und da, wo nicht einmal Kaninchen bestehen konnten, lebt jetzt

ein Schlag Menschen von athletischer und colossaler Gestalt, die bis vor Kurzem nach Art der Thiere Höhlen bewohnten, welche sie tief in den Sand zu graben pflegten und sich von Fischen und Vegetabilien ernährten. Vorzüglich aus dem Genusse ihrer grossen Kürbisse will Jemand die ausserordentliche Entwicklung ihres Körpers herleiten, wobei aber ihr Geist zurückbleibe, da sie in ihrer Denkungsart beinahe wie Kinder sind. Die Insel Sansego mit ihren Bewohnern gewährte noch vor wenigen Jahren ein schönes und interessantes Bild des primitiven Menschen und der ersten gesellschaftlichen Vereine. Nun bauen sie sich aber kleine Häuser und haben auch eine Kapelle mit einem Geistlichen für den Gottesdienst. — In der That sind die Sansegoten ein gesunder und kräftiger Menschenschlag; es muss aber wohl dahingestellt bleiben, ob sie diese günstige körperliche Entwicklung dem Genusse ihrer grossen Kürbisse verdanken und nicht vielmehr den ungemein günstigen klimatischen Verhältnissen, deren die Insel sich erfreut. Während die Männer dem Fischfange obliegen, besorgen die Weiber die Weingärten, welche die ganze Insel bedecken, und ungemein reichen Ertrag liefern. Die grosse Fruchtbarkeit der Insel scheint sich aber nicht auf die Vegetation zu beschränken; Sansego wimmelt von Kindern, und die Frau des Leuchthurmwächters hat allein deren zwanzig zur Welt gebracht. In den letzten Jahren hat auch schon mancher Comfort auf der Insel Eingang gefunden; die Schilfhütten weichen immer mehr gemauerten Häuschen und hie und da findet man Porzellangeschirr und sonstiges Geräth, das der Besitzer von seinen Seereisen heimgebracht hat.

Eine Besteigung des Monte Ossero lässt uns nochmals und in einem Gesamtbilde den Quarnerischen

Archipel überblicken. Der Weg folgt von Lussin der Längsachse der Insel. Er führt über den kaum 30 Meter breiten Isthmus von Privlaka; zur Rechten zerrissenes Gestein, an dem die wüthenden Wellen des Quarnerol sich die Köpfe zerschellen, zur Linken die leicht gekräuselte Wasserfläche der ruhigen Bucht; vorbei an dem Monte Asino, auf dessen Spitze die Ruinen einer Festung stehen, die der österreichische Geniestab in den Sechziger Jahren erbaut hat. Der Bau war sehr schwierig. Auf Seilrampen mussten die Werksteine den steilen Hang hinaufgebracht werden. Er wird nicht viel weniger als eine Million Gulden gekostet haben. Als das Fort, welches 36 Geschütze und 200 Mann aufnehmen sollte, unter der Leitung des Geniehauptmannes Anton Hiltl fertiggebaut war, kam von Wien, wo indessen wieder ein Wechsel in der Person des Referenten eingetreten war, den Auftrag — es in die Luft zu sprengen. Das Werk wurde in der That geschleift und das Quader-Mauerwerk für einige hundert Gulden auf Abbruch verkauft. Der Ersteher hat aber sein Geld im Stich gelassen, denn er fand für seine Steine keine Verwendung. Gegenwärtig dient die junge Burgruine den Eidechsen zur Wohnstätte.

Die Strasse verlässt nun bald das Gestade der Val d'Augusto: die Vegetation wird reicher, man wandelt durch Oelhaine und Lorbeerbuschwald, Weingärten und Maisäcker, man durchschreitet das freundliche Bauerndorf Chiunshi, dessen Bewohner sich einigen Wohlstandes zu erfreuen scheinen. Schon von Ferne leuchten uns die auf einer sanften Berglehne zerstreut zwischen Gärten liegenden Häuser mit ihren weissgetünchten breiten Giebelseiten entgegen und würden die landschaftliche Scenerie, das matte Grün des Oelbaumes und das graue Gestein nicht so entschieden daran er-

innern, dass wir uns am Ostgestade der Adria befinden, wir glaubten ein salzburgisches Alpendorf vor uns zu sehen. Sobald wir die Ortschaft durchschritten haben, stellt eine Biegung der Strasse uns wieder vor eine Scenerie, die den schönsten Punkten der Riviera wohl kaum nachstehen dürfte. Am östlichen Rande der Insel zieht nun der Weg an dem Saume eines Waldes dahin; Steineichen und Buchen, immergrüner Schneeball und Granatapfelstrauch, baumartige Erika und spanischer Wachholder, purpurrothe Cyclamen, Myrthensträucher und Erdbeerbäume bilden zur Linken eine undurch-

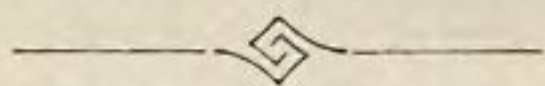


Kirchlein Maria Annunziata.

dringliche Wand, zur Rechten rückt die Küste der Insel Cherso näher, mit ihren mannigfaltigen Formen das Auge fesselnd. So erreichen wir das grosse Weinbauern-dorf Neresine, wo die Franziskaner seit 1815 ihr Kloster besitzen und ihren Rebensaft keltern.

Der Aufstieg auf den Ossero ist nicht beschwerlich, und die Mühe wird durch die Aussicht reichlich gelohnt. Im Osten die Inseln des quarnerischen Archipels mit ihren weissen, rothen und grauen Kalkfelsen und den dunklen Waldstrichen, im Süden die beiden Lussin-Städte und auf der weiten Meeresfläche schwimmend die Eilande von Oruda, Palazzuoli, Oriole, Ulbo und Selve; im

Westen Sansego, Canidole, Unie und am Horizont als schwacher lichter Streifen kaum merkbar der etruskische Apennin. Im Norden liegt ganz Istrien vor uns, umrahmt von dem Kranze der schneebedeckten Dolomiten und karnischen Alpen. Und rings zu unseren Füßen das Meer, unerschöpflich in seinen Ausdrucksmitteln wie ein Menschenantlitz. Es lächelt, es grollt, es träumt. Im stillen, sonnigen Frieden schlummert es da in der Bucht, erzürnt zerrt und nagt es dort an dem klüftigen Felskamme, spielend wälzt es sich auf den flachen Strand hinauf, im Sande zierliche Furchen ziehend. Dann schiebt es sich wieder bleigrau und schwer über Untiefen hinweg und spiegelt stahlgrün den Uferwald. Strömung und Untergrund, Sonnenlicht und Wolkenzug finden ihren Ausdruck in wechselnden Farben bis zum duftigen Silberton, in welchem es am Horizont verschwimmt.



Castua.

Db man durch die Strasse von Farasina, durch den Quanerolo oder durch den Canal di Maltempo in den Golf von Fiume gelangt, immer wird unser Blick durch die malerische Silhouette des uralten Bergstädtchens Castua gefesselt, das alle diese Eingänge gleichsam enfilirt. Traumverloren ruht es auf felsiger Höhe; melancholische Cypressen auf dem nahen Friedhofe trauern an den Gräbern Jüngstverstorbenen, die Erinnerung der Stadt aber verweilt in der fernen Vergangenheit bei einem ausgestorbenen Volke. In jene mythische Zeit verliert sich die Erinnerung, in welcher die kühnen, dabei aber sanften und gastfreundlichen Liburner die Küste bewohnten und in Castua, der Hauptstadt, die grausame Königin Teuta herrschte.

Albona, Fianona, Bersec, Moschenizze am Nordstrande des Quarnero und die Inseln mit den Städten Veglia (Curicta), Castelmuschio (Fulfinicum), Cherso (Crexa) und Ossero (Apsoros) waren von dem keltischen Stamme der Liburner bewohnt, als die Römer von diesen Küsten Besitz ergriffen. Steingeräthe und Waffen aus vorrömischer Zeit, die man unter den Mauern von Castua ausgrub, beweisen das hohe Alter dieser Niederlassung und einer jener Ringwälle (Castellieri), die man auf vielen Berghöhen Istriens antrifft, mag auch diese Stadt umschlossen haben. Die Römer

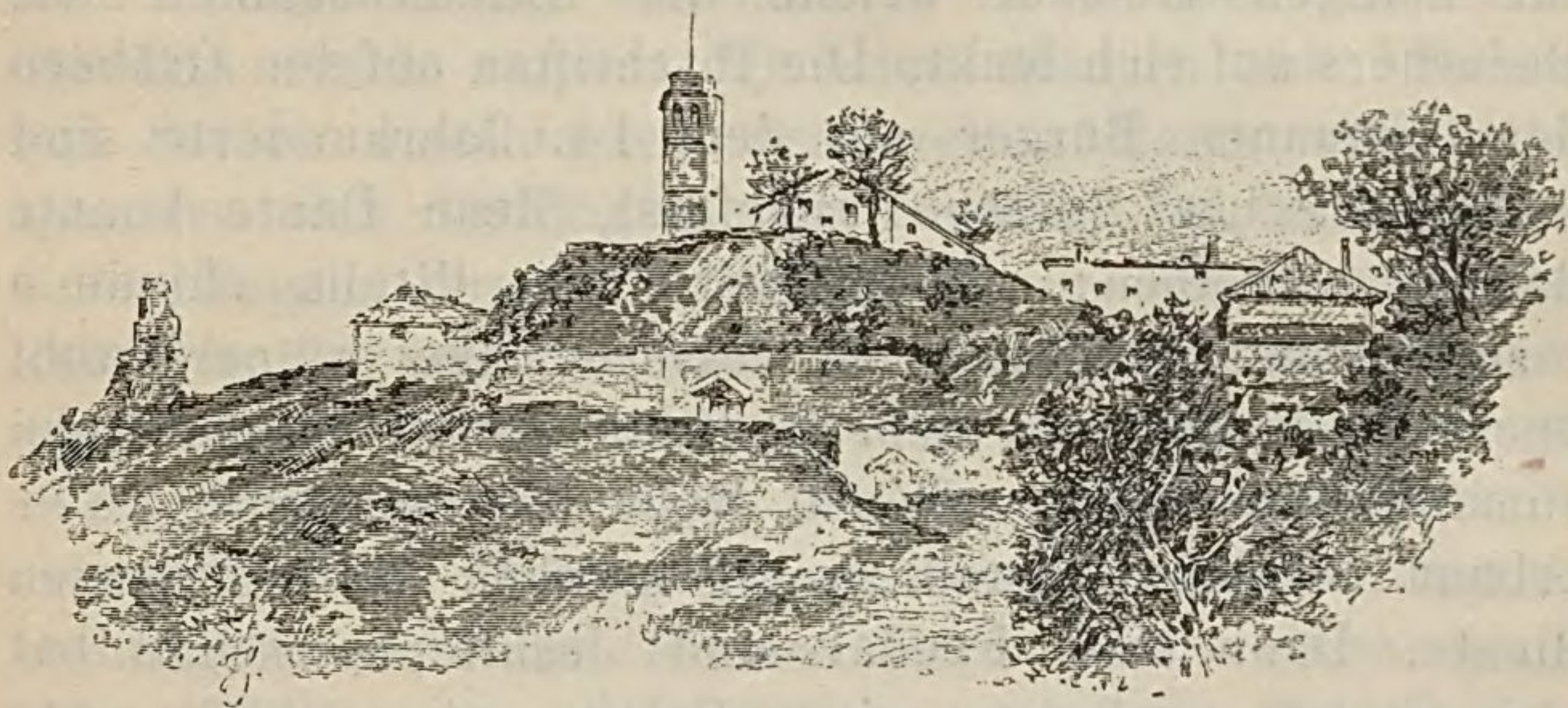
besassen hier eine Militärstation zur Bewachung des Grenzwalles gegen die von der Weichselmündung in Pannonien eingedrungenen Gepiden.

Als später die Slaven Istrien bevölkerten, wurde Castua eine kroatische Stadt und das Feudalwesen machte den Ort im 11. Jahrhunderte zum Lehen der Bischöfe von Pola, später zum Besitzthume der Herren von Tybein (Duino), von welchen er im Jahre 1399 durch Heirat an die in Istrien mächtige Familie Walsee überging. Die Habsburger, seit 1465 im Besitze von Castua, belehnten damit u. A. die Raunacher, die Rauber, die Schranz, die Freiherren von Wagensperg und die Grafen Thonhausen. Eine Gräfin Rosalia von Thonhausen schenkte im Jahre 1625 die Herrschaft den Judenburg Jesuiten. Diese bedrückten ihre Unterthanen bald derart mit Steuern, dass die Bürger im Jahre 1666 sich gegen den Stadthauptmann erhoben, ihn gefangen nahmen und in einer offenen Cisterne vor seinem Palais ertränkten. Zur grösseren Sicherheit späterer Stadthauptleute ist dann der Brunnen eingewölbt worden.

Wenn man es am Ausgange des 19. Jahrhunderts und mitten in dem „aufgeklärten“ Deutschland erleben kann, dass ein Gericht Sachverständige über die Frage der Teufelaustreibung vernimmt und diese Sachverständigen den Exorcismus als eine mögliche Sache behandeln, dann darf es uns nicht wundern, dass die Steine auf dem Richtplatze hinter der Helenenkirche zu Castua von wahnwitzigen Gräuelthaten zu erzählen wissen, die in vergangenen Jahrhunderten unter Anleitung fanatischer Mönche von bornirten Richtern im Namen Gottes und der Gerechtigkeit verübt worden sind. Das Stadtarchiv bewahrt ein Hexenurtheil, das umso interessanter ist, als es unter der Herrschaft der Jesuiten gefällt wurde, jenem Orden, von welchem erst kürzlich

wieder behauptet worden ist, dass er dem Hexenwahn und der Hexenverfolgung entschieden entgegengetreten sei.

Das Castuaner Hexenurtheil datirt vom 3. April 1716. In demselben erkennt der Capitano „von Castovo, Veprinacia, Moschenizza und Podbregghia“ mit den ordentlichen Richtern und den Volksältesten von Castua zu Recht, dass die Beschuldigten — sieben Männer und sieben Weiber von Castua — „entsagt haben unserem Gotte, dem Schöpfer aller Dinge, sich dem Satanas zugewendet haben, dass sie nächtlichen



Castua.

Versammlungen der Hexenmeister beigewohnt und dabei den dreieinigen und einzigen Gott verleugnet, der Gnade der Taufe, dem Glauben an Christus und den Freuden des Paradieses entsagt, die Sacramente und sacramentale Dinge mit Füßen getreten, dem bösen Geiste, welcher in Menschengestalt auf dem Throne sass, Treue versprochen, die schwärzeste, ruchloseste Sodomie wider die Natur begangen und auch viele andere verruchte Uebelthaten, Hexereien, Giftmischereien und Bezauberungen verübt haben“. Unter den Opfern des furchtbaren Aberwitzes jener glaubensfinsternen Zeit finden wir des „Capitano“ eigene Gattin.

Als im Jahre 1773 der Jesuitenorden aufgehoben wurde, wusste die kaiserliche Kammer mit dem „Edelstein Liburniens“, wie Castua von einem kroatischen Autor genannt wird, nichts Besseres anzufangen, als ihn an den französischen Chevalier Jean Thiery für 100.000 fl. zu verkaufen. Seit dem Jahre 1840 ist die Herrschaft nun im Besitze der Freiherren von Vranyczany.

Neben der weithin sichtbaren Burgruine ist es insbesondere die Grufthalle an der alten Pfarrkirche zur heiligen Helena, welche die Aufmerksamkeit des Besuchers auf sich lenkt. Die Inschriften auf den Gräbern der Castuaner Bürger aus dem 14. Jahrhunderte sind in italienischer Sprache abgefasst, denn Dante konnte damals schreiben: „Il Quarnero, che l'Italia chiude e i suoi termini bagna.“ An bessere Tage erinnert wohl auch die Loggia vor dem Stadtthore, eine auf achtzehn romanischen Säulen ruhende Halle, die im Jahre 1571 erbaut worden ist und zu öffentlichen Rathssitzungen diente. Denn trotz Feudal- und Jesuitenherrschaft hat sich Castua wenigstens einen Schein seiner Stadtrechte zu erhalten gewusst. Ueberhaupt unterscheidet sich der Castuaner von den übrigen Kroaten Istriens durch den stadtbürgerlichen Anstrich, den er seinem Wesen gibt. Neben dem Ackerbau wird meist ein Handwerk betrieben und die Frauen und Mädchen, die man am Werktag auf dem Felde arbeiten gesehen, durchschreiten an Sonntagen mit städtischen Kleidern und Goldschmuck angethan die engen Gassen der Stadt.

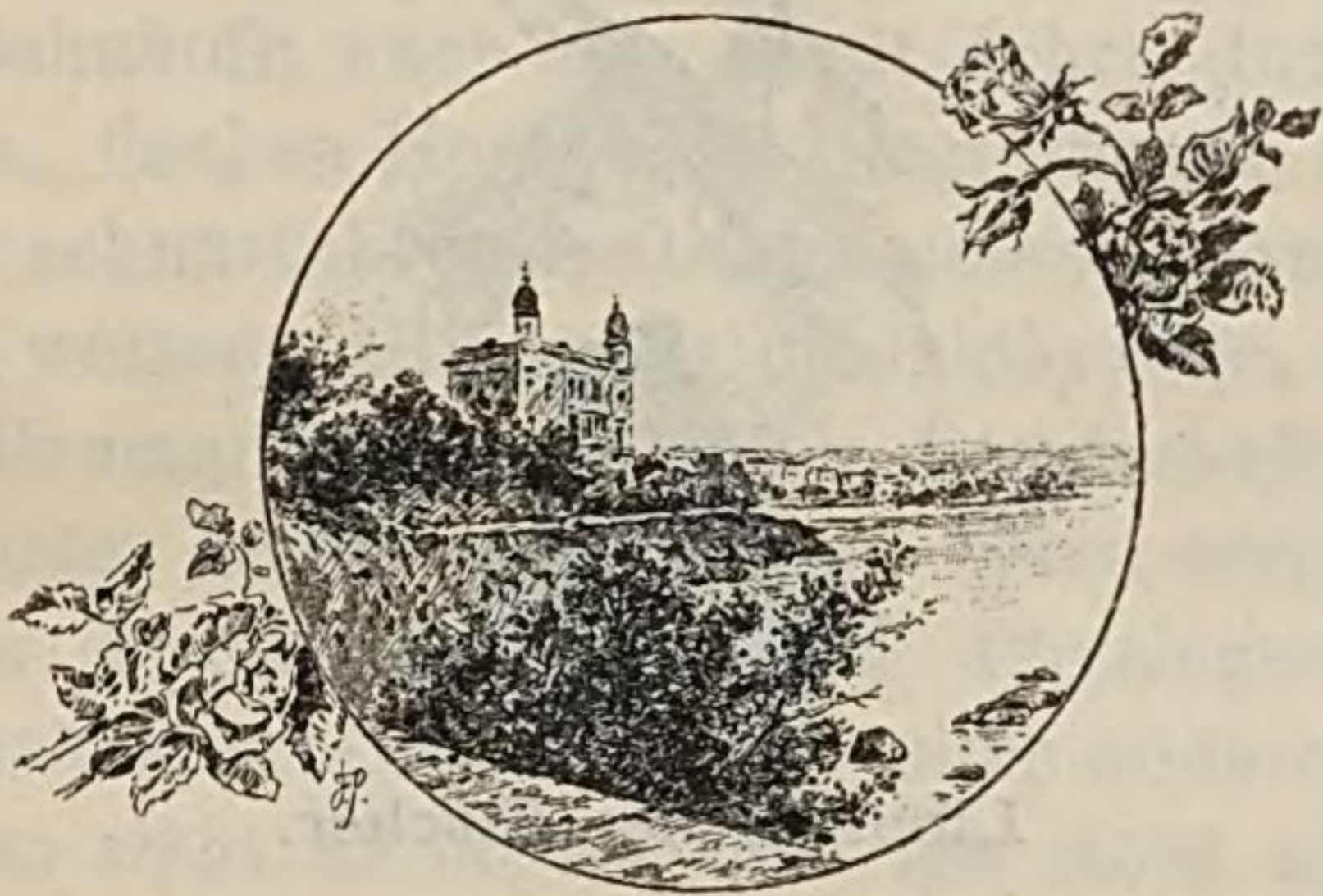
Eine merkwürdige Sage knüpfte sich an eine Kirchenruine vor dem Stadtthore. Beiläufig um dieselbe Zeit, in welcher die Jesuiten durch unerträglichen Steuerdruck die Bürger zur Verzweiflung und zur Gewaltthat getrieben hatten, beschlossen die übermüthigen

und prunkliebenden Patres, eine neue Kirche zu bauen in der Vorstadt Dukici vor dem Stadtthore. Sie sollte grösser und schöner werden wie alle übrigen Kirchen des Städtchens, grösser wie die Veitskirche in Fiume, schöner wie die bischöfliche Domkirche in Pola. Anstatt ihre Felder zu bebauen, mussten die frommen Bürger von Castua für den Kirchenbau roboten, Steine behauen und Sand für den Mörtel in Körben vom Meere herauftragen. Auch eine arme Witwe zwang der grausame Vogt, Sand zum Baue herbeizuschleppen, anstatt für ihre Kinder daheim Brot zu schaffen. So wuchs der Bau rasch empor. Mächtige Mauern mit Pfeilern und Säulen umschlossen den weiten Raum und kühn spannten sich die Bogen zum Gewölbe. Da traf es sich eines Tages, dass die arme Witwe, müde von der Robot, in ihre ärmliche Hütte zurückkehrend, ihr Jüngstes leblos im Bettchen fand. Der liebe Gott hatte es zu sich genommen und unter die Engelein des Himmels eingereiht. Die Mutter aber meinte, es sei langsam verhungert. Und die fromme Frau stiess einen greulichen Fluch gegen die Jesuiten und ihren Bau hervor. Nicht wirkungslos verhallte dieser Fluch; ein fürchterliches Getöse ward in der ganzen Stadt vernommen und als die Leute herbeiliefen, fanden sie den Kirchenbau in sich zusammengestürzt. So blieb die Ruine, aus der man den Schutt wegräumte, stehen bis zum heutigen Tage. Man hat einige Bäumchen hineingepflanzt, die herabgestürzten korinthischen Capitäle als Sitzbänke aufgestellt und einen Promenadeplatz geschaffen, den die Castuaner gerne aufsuchen, wenn draussen die Bora über die Felsen fegt.

Auf der breiten, mit Bäumen bepflanzten Bastei flattert an Festtagen, wie vor der Marcuskirche in Venedig, von hohem Maste die Flagge. Hier können wir

auf den Weg zurückschauen, der uns von der Eisenbahnstation Mattuglie zwischen Weinpflanzungen, Eichenhainen und an einer mit Felstrümmern besäeten Karstlehne vorbei heraufgeführt hat; wir überblicken von hier die paradiesische Küste Liburniens und den herrlichsten Punkt des Quarnero, die lorbeergeschmückte Villenstadt Abbazia. Auf der anderen Seite schweift der Blick über Fiume hinweg nach der „ungarisch-kroatischen Riviera“ bei Crkvenice, welcher Ort mit Rücksicht auf nichtslavische Zungen (Graf Stefan Keglevich im „Pester Lloyd“ vom 20. November 1892) künftig Santa Elena heissen soll. Die Inseln Veglia und Cherso begrenzen den Horizont. Eine anziehende Schilderung dieser Eilande hat der bekannte touristische Schriftsteller Professor Dr. Johannes Frischauf in der „Oesterreichischen Touristenzeitung“ veröffentlicht. Ich selbst habe nur einmal der Insel Cherso einen kurzen Besuch abgestattet. Mein lieber Freund Paul Hauser, früher Schiffslieutenant in der österreichischen Kriegsmarine und gegenwärtig Commandant der „Farnese“, einer reizenden Yacht des Herzogs von Parma, hatte mich eingeladen, mit ihm eine Fahrt durch den Quarnero zu unternehmen. Leider war das Wetter so stürmisch, dass wir mehrere interessante Abstecher vom Programme streichen mussten; dessenungeachtet verdanke ich der Fahrt, die alle grösseren Küstenstädte Istriens berührte, eine Reihe der schönsten Eindrücke. Eine Wiedergabe dieser Eindrücke würde jedoch dem Leser nur wenig Neues bieten, denn die Schilderung der istrischen Seestädte hat bereits ihren Platz in der Reiseliteratur gefunden und ihrer kunstgeschichtlichen Würdigung ist das in jüngster Zeit erschienene werthvolle Buch des Engländers Jackson gewidmet. In der Bucht von Cherso lagen wir nur eine Nacht vor Anker und ich

hätte auch dieses Besuches hier nicht erwähnt, wenn ich dabei nicht durch einen Zufall begünstigt, selbst einen Beweis von dem zum Theile noch in der Erde ruhenden Reichthum des Landes an Alterthümern erfahren hätte. Bevor wir in die Bucht einliefen, machte ich den Commandanten auf die eigenthümliche Form der Bergkuppe aufmerksam, auf welcher die Ruinen der Capelle des heiligen Bartholomäus stehen und sprach die Vermuthung aus, dass da einst ein Castellier bestanden habe. Commandant Hauser veranlasste den in



Villa in Abbazia.

Cherso wohnenden pensionirten Marinepfarrer Don Matteo Sablich, die Sache genauer zu erforschen, und nach kurzer Zeit erhielt Hauser den Bericht über das Ergebniss der vorgenommenen Ausgrabungen. Nebst vielen Bruchstücken von römischen Terracotta-Vasen und Urnen, Glasscherben und Menschenknochen wurden die Fundamente uralter Mauern aufgedeckt. Unter der Grundmauer der Capelle fand sich eine Säulenplatte aus weissem Kalkstein, die auf einer Seite einen Ziegenkopf und auf einer zweiten Seite einen Stierkopf in Relief gemeisselt trägt und aus der besten Römerzeit stammt. Man könne, heisst es in dem Berichte weiter, mit

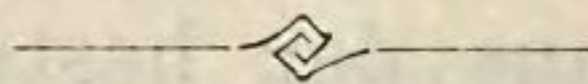
Sicherheit annehmen, dass der St. Bartholomäoplatz von einem vorgeschichtlichen Volke in Besitz genommen war, denn die ovale Configuration der Bergkuppe und die Fundamente der alten Mauern, die sie umgeben, deuten auf die Art und Weise der vorgeschichtlichen Völker hin, ihre Niederlassungen gegen fremde Stämme und wilde Thiere mit Ringmauern zu umgeben. Diese uralte Burg ist dann von den Liburnern in Besitz genommen worden, bis zuletzt die Römer sich dort eta-



Liburnischer Fischer.

blirten, und, wie die aufgefundene Steinplatte beweist, eine colonia agricola gründeten. Auf den Trümmern der alten Burg entstand dann im 11. oder 12. Jahrhundert die Capelle, in der bis vor fünfzig Jahren noch Messe gelesen wurde.

Diese und zahlreiche ähnliche Funde rechtfertigen die Annahme, dass die Küsten des Quarnero zur Zeit der Liburner und unter der römischen Herrschaft viel dichter bevölkert gewesen sind, als heutzutage.



Pisino.

Die Morgensonne schien am Palmsonntage recht warm auf die breite weisse Strasse, die vom Bahnhofe nach der Stadt führt. Inmitten eines weiten, flachen Hochthales liegt diese; keine Ringmauer schnürt ihren Leib zusammen, zwanglos streckt sie ihre weissen Glieder in der blühenden, von freundlichen Baumgruppen belebten Landschaft aus. Vom Waggonfenster gesehen, macht sie einen wohnlichen und behaglichen Eindruck. Aber ihre Physiognomie unterscheidet sich wesentlich von der aller anderen istrischen Städte. Man sieht es ihr an, dass sie nicht als ein freies Gemeinwesen entstanden ist, gewappnet und gerüstet gegen feindlichen Angriff, sondern dass es dienstpflichtige Unterthanen waren, die da zu den Füßen der schützenden und drohenden Burgmauern ihres Feudalherrn Zuflucht gesucht hatten.

Wir befinden uns hier auf deutschem Boden, denn Mitterburg-Pisino ist die südlichste Stadt des seligen Deutschen Bundes. Das fränkische Feudalsystem und das römische Bürgerthum standen in Istrien einander schroff gegenüber; während an der Küste die städtischen Gemeinwesen ihre alten Municipalrechte gegen die Angriffe der herrsch- und habsüchtigen Patriarchen von Aquileja energisch vertheidigten und selbst unter dem wirthschaftlichen Drucke der venezianischen Republik

sich wenigstens einen Schein von Freiheit zu bewahren verstanden, fiel das Binnenland in den Besitz der Kärntner Herzoge, die es an ihre Dienstleute verschenkten. Trotz aller Drangsale, Unterdrückungen und Parteiungen haben die Bewohner der Küstenstädte doch ihr Volksgefühl niemals eingebüsst, während die Unterthanen der Grafen von Mitterburg-Pisino lediglich die Bedeutung eines wirthschaftlichen Nutzobjectes besaßen, das man verschenken, vertauschen oder verkaufen konnte. Im Jahre 1644 wurde die Grafschaft sogar den Venezianern zum Kaufe angeboten, aber diese hatten an der Erwerbung des istrischen Binnenlandes kein rechtes Interesse und so zerschlug sich denn das Geschäft und die Grafschaft blieb deutsches Land. Im Jahre 1701 gelangte sie durch Kauf an die erzherzogliche Kammer in Steiermark, die sie wieder gegen Czakathurn und Muraköz vertauschte. Zwischen dem vierzehnten und achtzehnten Jahrhunderte haben die Unterthanen nicht weniger als einundzwanzigmal ihren Herrn gewechselt. Gegenwärtig sind die aus Modena stammenden Grafen Montecuccoli Besitzer des Schlosses von Pisino, das sie zu einer Majoratsherrschaft machten, und die Stadt wird von einem kroatischen Gemeinderathe regiert.

Im Mittelalter waren es fast ausschliesslich Deutsche, die auf den Schlössern am Abhange des Monte Maggiore hausten. Pest und Kriege hatten das Land entvölkert und die Erbauer der Ritterburgen geboten über weite Ländereien, es fehlten ihnen aber die Unterthanen. Da riefen sie denn die willigen, genügsamen Slaven ins Land und begründeten auf diesem fremden Volkselement ihre deutsche Ritterherrlichkeit. Durch vier Jahrhunderte herrschten in der Grafschaft Pisino zumeist deutsche Hauptleute, wie die Herberstein, Geussel, Lünz, Lamberg, Ellacher, Raunach, Rauber,

Boldenstein, Johann und Jakob von Dürer, Mosconi, Paradeiser, Attimis, Khevenhüller, Wassermann, Kait-schach, Reschauer, Fugger-Babenhausen, Palmburg, Lantieri und Marpurg. Diese deutschen Namen sind aber längst im Lande verklungen und die slavischen Unterthanen sind heute die Herren in der Grafschaft. Preisgebung der nationalen Interessen ist auch hier die Signatur des Feudalsystems gewesen, das sich weder in der Culturgeschichte des Landes noch in der Entwicklungsgeschichte der deutschen Nation einen Ehrenplatz erworben hat. Nichts als einige Burgruinen um den Cepich-See herum erinnern an die deutsche Herrschaft.

Aus festen Mauern gefügt und zur Vertheidigung trefflich eingerichtet, hat die Burg in Pisino manchem Feinde und den Jahrhunderten, die an ihr vorüberzogen, getrotzt. Das massive Thor, die gewaltigen Kragsteine, die in einer Höhe von 15 bis 20 Meter auf einem Wehrgange eine Flucht von Wohnräumen hervortreten lassen, verleihen dem ausgedehnten, unregelmässigen Bau ein imponirendes Aussehen. Einst war die Burg auf drei Seiten von Gräben umgeben, die man aus dem Felsen gemeisselt hatte, und mit einer Seite steht die Veste an einer tiefen Schlucht, in der ein kleiner Fluss brausend in die Erde verschwindet, um viele Meilen entfernt sich in den Canal di Leme zu ergiessen.

Unter dem Schutze der mächtigen Burgherren hat sich im 12. Jahrhunderte eine Abtei angesiedelt, die mit der Zeit zu grossem Ansehen und Reichthum gelangte, gegenwärtig aber gänzlich verarmt ist. Später haben sich auch die Kapuziner hier ein Kloster gebaut. Denn zu allen Zeiten liefen viele Leute zusammen in Pisino, und solange das fromme Volk etwas besass,

brauchten sich auch die Mönche nichts abgehen zu lassen.

Viel älter als die Burg in Pisino ist die unweit davon auf einer Anhöhe seit Jahrhunderten in Trümmern liegende Oberburg, über deren Schicksale die Geschichte wenig zu erzählen weiss. Die Niederlassung der Unterthanen besteht aber heute noch als das uralte Dörfchen Pisino vecchio, und auf dem Steinpflaster der breiten Strasse, die zwischen den Häuserzeilen zur stolzen Burg hinaufführte, tummeln sich jetzt Hühner, junge Schweine und spielende Kinder, und unter der steinernen Stiege, die vor jedem Hause in das Obergeschoss führt, ruht auf harten Maisstengeln der langohrige Freund des Istrieners. Die Häuser sind aus Bruchsteinen ohne Verputz aufgeführt. Durch die kleinen Fenster blickt man in das russgeschwärzte Innere, wo über einem qualmenden Feuer der Polentakessel hängt. Trotz der Einfachheit ihrer Wohnstätten, die vor einem halben Jahrtausende wohl gerade so ausgesehen haben mögen, wie heute, erfreuen sich die Bewohner von Alt-Pisino heute augenscheinlich eines gewissen Wohlstandes. Fruchtbare, wohlbestellte Felder umgeben das Dorf, Wein rankt sich über Bäume und Gemäuer, und an Hausthieren scheint kein Mangel zu bestehen.

Die Stadt Pisino liegt an dem Knotenpunkte sämtlicher Hauptstrassen Istriens und ist auch heute noch der belebteste Ort des Binnenlandes. Besonders interessant ist das Leben, das sich während eines Jahrmarktes hier entwickelt. Da finden sich die Vertreter aller Völker und Stämme Istriens zusammen. Da erfolgt der Austausch der Landesproducte zwischen den Bewohnern des gesegneten Nieder-Istrien und des rauhen Berglandes — zwischen der Terra rossa und der Terra bianca — da erneuert der Landmann seine Werkzeuge,

die Hausfrau ihr Geräth; von Pisino bringt der Bursche seiner Geliebten ein buntes Tuch oder ein silbernes Herz heim und der Vater den Kindern ein Spielzeug. Der ausgedehnte Marktplatz ist angefüllt mit brüllenden Rindern und blökenden Lämmern, mit Herden von Trutzhühnern und Schweinen, mit Haufen von Mais, Bohnen und Kartoffeln, und durch die Hauptstrasse bis unter die Schlossmauer zieht sich die Reihe der Krämerständchen mit bunten Kattunstoffen und seidenen Tüchlein, Ballen von weissem und braunem Loden, Stössen von Strohhüten und Filzhüten, Gartenmessern und Sicheln, englischem Thongeschirr, Holzschnitzereien, Fässchen und Sieben aus Castua, und mit dem mannigfaltigsten Jahrmarktskram. Zwischen hinein schiebt sich auch schon irgend ein moderner Sechs-Kreuzerbazar mit seiner werthlosen Waare oder ein Marktschreier mit einem wunderthätigen Zwillingsskitt.

Zwischen den Verkaufsständen drängen sich Männer und Weiber in den verschiedensten Trachten; Männer in braunen Kniehosen und groben, weissen Strümpfen, weissen Kniehosen und braunen Gamaschen, kurzen Röcken und langen Mänteln, Jacken aus weissem und solchen aus braunem Loden, Männer mit bartlosen, scharfgeschnittenen Römerköpfen, mit glatten, langnasigen Tschitschenphysiognomien, mit schwarzen Krausköpfen, blauen Augen und Flachsköpfen — — —

Wohl in keinem anderen Theile Europas findet man auf einem kleinen Flecke Erde so vielerlei Nationalitäten vertreten, als in Istrien. Die Stürme der Weltgeschichte haben in diesem Winkel allerlei Abschnitzel zusammengefügt, die da und dort abfielen, wenn das bunte Staatenkleid Europas wieder einmal neu zugeschnitten wurde. In der stolzen Dogenstadt stehen die Denkmale der glänzenden Thaten, an denen

die Istrianer ihren Antheil haben, denn zahlreich sind sie aus den Küstenstädten nach Venedig hinübergewandert und die aus den istrischen Slaven gebildeten Soldtruppen sind gar oft von der Riva degli Schiavoni ausgezogen, um mit ihrem Blute der Republik neue Macht und vermehrten Reichthum zu erkämpfen. Das schöne, mit allen Geschenken des gemässigten Seeklimas beglückte Land daheim ist aber indessen zur Wüste geworden und vermag die kümmerlichen Völkerreste heute kaum zu nähren. Das ist die Reversseite der schönen venezianischen Medaille.

Wie ganz anders mag das Land zur Zeit der Römer ausgesehen haben! Durch einen Grenzwall, der sich von Fiume bis gegen Ober-Laibach hinzog, gegen die Einfälle der Barbaren, durch die unermesslichen Karstwälder gegen den eisigen Nordwind geschützt, war die istrische Halbinsel der Lieblingsaufenthalt der Reichen, die sich hier ihre Gärten und Landhäuser anlegten. Die Römer haben hier schon eine sehr zahlreiche Bevölkerung angetroffen. Die Küste war von Thraciern bewohnt, die, von der Mündung des Ister (der Donau) längs der Save und der Laibach stromaufwärts wandernd, den Weg zur adriatischen Küste gefunden und der Halbinsel den Namen gegeben hatten. Das Binnenland aber bewohnten die Kelten, deren Spuren in zahlreichen Ringwällen (Castellieri) auf den Berghöhen erhalten sind.

Im siebenten Jahrhunderte begann die Slaven-Einwanderung, im folgenden kamen die Savriner von der Save in die Gegend von Triest und Capo d'Istria und im neunten Kroaten an die Arsa,, im 15. und 16. Jahrhunderte, nachdem das Land durch die wiederholten Ausbrüche der Pest fast entvölkert worden war, Dalmatiner nach Salvore, in die Gegend von Rovigno, an

den Quieto, in die Gegenden von Parenzo und Pola, Griechen nach Pola, Albanesen in die Bezirke Parenzo und Pola, im folgenden Jahrhunderte Dalmatiner nach Filippiano di Dignano, Morlaken in das Gebiet von Pola und zuletzt im Jahre 1650 Montenegriner in das Dorf



Landleute aus der Umgebung von Pisino.

Peroi. Sobald slavische Elemente in die Städte eindrangen, wurden sie von der ansässigen romanischen Bevölkerung italianisirt, ein Vorgang, der in den letzten Jahrzehnten insoferne in der Rückbildung begriffen ist, als diese italienischen Stämme sich nunmehr wieder mit Entschiedenheit dem Slaventhume zuwenden. Ebenso

sind die romanischen Elemente ausserhalb der geschlossenen Städte der Slavisirung verfallen. So finden sich z. B. in Servola Slovenen mit Familiennamen, die auf eine Einwanderung aus Cremona hinweisen. Auch die Tschitschen, die früher rumänisch sprachen, sind mit Ausnahme einiger Dörfer vollständig zum slavischen Idiome übergegangen.

So wohnt denn nun in Istrien fast in jeder Landschaft ein anderer Stamm, verschieden von den Nachbarn durch Dialect, Typus, Tracht und Herkunft. Wir begegnen in Pisino Slovenen mit langem, auf die Schultern herabhängendem Haar und breitem Hute, Tschitschen mit platter Nase und pechschwarzem, in Strähnen schlicht herabhängendem Haupthaare, wahre Indianergesichter, dann wieder blonden Tschitschen mit slovakischen Stülpnasen, kroatischen „Stokavcen“ aus der Gegend von Pola, Morlaken von den Ufern der Arsa, Montenegrinern aus Peroi, Dalmatinern aus der Gegend von Montona, Skipetaren, Berkinern, Bressanern, Illyriern, Liburnern, Bisiaken, Uskoken, serbisirten Kroaten, kroatischen Serben, kroatisirten Italienern, italianisirten Slovenen — Völkern und Stämmen, welche der Ethnographie Verlegenheiten bereiten (wie Karl v. Czörnig sen. klagt), aber in der österreichischen Nationalitätenpolitik glücklicherweise dermalen noch keine Rolle spielen und noch keine Landsmannminister haben.

Dort steht eine Gruppe Serben von der Arsa; es sind kräftige Gestalten mit charakteristischen Gesichtern, in denen das stolze Bewusstsein sich ausdrückt, dass sie einem Heldenvolke angehören. Sie tragen enge Hosen bis an die Knöchel, Opanken und die montenegrinische Filzkappe. In Gimino und einigen anderen Orten tragen sie schwarze Gamaschen. Nun gerathen wir in einen Rudel geschwätziger Pinguentiner Slovenen, deren Kleidung an

die Bauerntracht in manchen Gegenden Italiens erinnert. Sie tragen kurze weite Hosen, die an den Knien nicht geschlossen sind, weisse Strümpfe und Schuhe. Auf dem kurz geschnittenen Haare sitzt ein kleiner Hut oder eine weisse Mütze. Ihr Dialect, eine Mischung von Kroatisch und Slovenisch, enthält Anklänge an die keltische Sprache.



Kroaten aus der Umgebung von Pola.

Die slavischen Nachbarn belegen dieses Mischvolk mit dem Spitznamen Fučki. Der würdig aussehende Mann dort mit der Tracht aus der Zeit Goldoni's, Kniehosen, Strümpfe und Schnallenschuhe, ist ein italianisirter Slovene aus dem unteren Quietothale. Er spricht das Schiavetto, eine Mischung von italienischen und slavischen Worten. Der schwarze Krauskopf da mit den lebhaften

Gesten gehört nach Dignano, er spricht den Dialect der „Bumbari“, der auf uralte lateinische Abstammung hinweist. Jener classische Römerkopf gehört einem Tschitschen aus der Valdarsa, wo man heute noch rumänisch spricht, und jener schlanke stolze Bursche ist ein Albanese aus der Gegend von Parenzo.

Zahlreiche Beispiele der Vermengung des italienischen mit dem slavischen Idiom, die sich in Istrien im Laufe der Jahrhunderte vollzogen hat, finden wir in einer im Jahre 1884 erschienenen Studie von Hugo Schuchardt angeführt. Der berühmte Sprachgelehrte folgt den Irrgängen der Sprachmischung, die sich wohl kaum irgendwo verworrener zeigen als in Istrien. So interessant es wäre, diesem Forscherwege zu folgen, zumal an der Hand eines Führers von der wissenschaftlichen Bedeutung Schuchardts und seiner staunenswerthen Vertrautheit mit der nahezu von Dorf zu Dorf sich verändernden Sprechweise der Istrianer, so würde eine solche Excursion allzuweit über den Rahmen und die Aufgabe des vorliegenden Werkchens hinausführen. Nur die allgemeine Bemerkung, welche Schuchardt über die Sprachmischung der Istrianer macht, möge hier Platz finden:

„Während die Slaven des Landgebietes von Triest und, mit Ausnahme der unmittelbaren Umgebung, desjenigen von Capo d'Istria das Italienische oder vielmehr das Venetische ziemlich stark entstellen, zugleich aber auch ihr Slavisch nicht wenig italianisiren, lernen z. B. die Bauern um Buje, Portolo, Montona das Italienische gerne und leicht und bringen es zu einem correcten Gebrauch desselben. Die südlich davon wohnenden Morlaken lieben es nicht, Italienisch zu lernen, wenn sie es aber lernen, sprechen sie es leidlich. Von den Bezjaken, welche den grössten Theil der istrischen Kroaten aus-

machen, nämlich alle mit Ausschluss der Morlaken im Süden und Westen und der Čičen im Nordosten, behandeln die Einen, so die um Pisino und Albona, das Italienische glimpflich, die des Gebietes von Pingvente



Manderieri (Slovenen aus der Umgebung von Triest).

aber, welche Fućken, wie man zu schreiben pflegt, oder richtiger Fućken heissen, misshandeln es aufs Aeusserste, während anders auch ihr Slavisch mit solchen Barbarismen versetzt sein soll, wie sie nur bei einer vor nicht zu langer Zeit angeeigneten Sprache denkbar seien.

Es wären also die Fućken, worauf auch die Lautgestaltung ihres Namens hinweist und noch mehr der höhnende Zuruf „fuć va Draguč!“, mit dem sie von den Slaven des Bezirkes von Pisino bedacht werden, slavisirte Romanen, vielleicht Rumänen, da ja rumäninische Čičen nicht weit davon sind. Der Name Bezjaki soll den seit früher Zeit ansässigen Kroaten von den später eingewanderten gegeben worden sein und Bastardvolk bedeuten, eigentlich Leute, die nicht zu sprechen verstehen.“

Jener kroatische Gastwirth in Pedena, der mir auf die in italienischer Sprache gestellte Frage nach seiner Nationalität zur Antwort gab, er sei ein Istrianer, hat damit den heute noch thatsächlich bestehenden Verhältnissen den richtigen Ausdruck verliehen. Romanische und slavische Einflüsse sind in Istrien seit Jahrhunderten gegenseitig von so tiefgreifender Wirkung gewesen, dass in der That von einem theils zweisprachigen, theils mischsprachigen Volke der Istrianer viel eher die Rede sein kann, als von kroatischen, slovenischen, morlakischen etc. Stämmen im Lande. An einer anderen Stelle spricht Schuchardt von dem culturellen und politischen Einflüsse, den die in Oesterreich wohnenden Stämme aufeinander ausgeübt haben, und beschäftigt sich mit dem Gedanken, was geschehen wäre, wenn die Verschmelzung der verschiedenen nationalen Elemente hier ungestört vor sich gegangen wäre. Es würde, sagt der Gelehrte, ein ganz neues Volk vor uns stehen, „wie ja unter analogen Verhältnissen ein solches seiner Zeit in England erwachsen ist, ein Volk, welches des Ostens frische, feurige Instincte mit des Westens klarem, geschärftem Blick verbände. Aber von diesem Traum treibt uns die Wirklichkeit mehr und mehr ab; jene Kräfte, die zu segensreicher Arbeit sich wunderbar ergänzen würden, dienen grossentheils dazu, einander zu paralysiren.“

Natürlich hat es heutzutage mit der Verwirklichung dieses Traumes seine guten Wege; es ist wenig Hoffnung vorhanden, aus den Retorten der gegenwärtigen Staatspolitiker jemals den National-Oesterreicher hervorgehen zu sehen. Dass aber unter anderen Verhältnissen eine solche nationale Verschmelzung keine Unmöglichkeit gewesen wäre, das hat die politische Chemie früherer Zeiten durch ein Probestück bewiesen, und dieses ist der „Istrianer“. Aber auch dieser wird bald wieder in seine nationalen Bestandtheile aufgelöst sein, denn auch in Ysterreich fangen die Völker schon an, aufeinanderzuschlagen. Wie in den anderen Königreichen und Ländern Oesterreichs, machen die Slaven auch hier gegen Diejenigen Front, denen sie ihre Cultur verdanken; wie anderorts die deutsche, ist es hier die italienische Sprache, die sie hassen, derer sie sich aber als gemeinsames Verständigungsmittel in dem nationalen Kampfe bedienen. Hat einmal die nationale Bewegung sich auch unter den zahlreichen „Völkern und Stämmen“ Istriens zu ihrer vollen Kraft und Intensität entwickelt, dann wird neben der Tragödie des stattlichen Existenzkampfes auch die Farce des provinzialen Sprachenwirrwarrs in Oesterreich nicht fehlen. Ob es wohl so weit kommen muss? Ob nicht vielleicht gerade an den Gestaden des adriatischen Meeres zuerst wieder neben der „lingua del cuore“ die „lingua del pane“ kategorisch ihr Recht geltend machen wird? — —

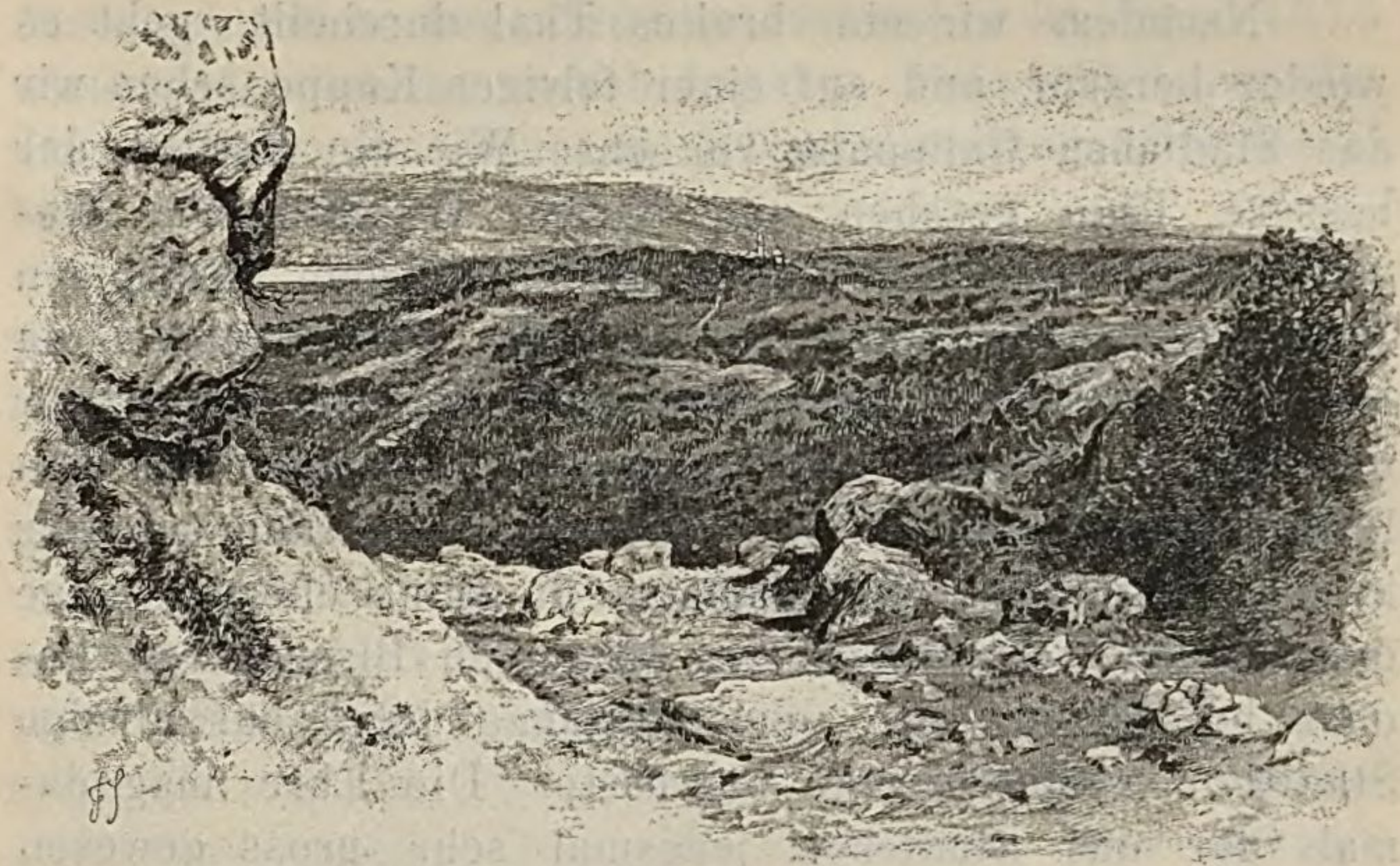
Während man unter den Serben, Kroaten und Albanesen sehr häufig auffallend schöne Männergestalten antrifft, sehen die Weiber meist verkommen aus. Die Slovenen bilden unter den Südslaven eine Ausnahme, und man kann in Krain und Untersteiermark sehr viele auffallend schöne Mädchen sehen. In Istrien sind aber auch unter diesen die hübschen Weiber nicht häufig.

Ihre Tracht besteht bei den Tschitschen und den Serben in einem Lodengewande von plumpem, alt-slavischem Schnitte, während in vielen kroatischen und slovenischen Dörfern die Weiber Kattunkleider tragen. Dabei gefallen sie sich in den schauderhaftesten Farbenzusammenstellungen und man kann Dorfschönheiten begegnen, die über dem giftgrünen Rocke eine violette Joppe und auf dem Kopfe ein rosenfarbiges Tuch tragen, und sich in diesem Aufzuge für bezaubernde Erscheinungen halten. Meist wird auch reicher Goldschmuck getragen; Ohrgehänge bis zur Schulter herab, Halsketten und Broschen in Grösse und Form von Kastenbeschlügen. Geschmackvoll gekleidete und hübsche Weiber kommen mitunter aus Dignano herüber. —

Immer dichter wurde das Gedränge auf dem Markte, immer lauter wurde es in den Wirthshäusern, und so entschloss ich mich denn, trotzdem mehrere schwere Gewitterregen am Himmel hingen, zur Flucht nach der uralten stillen Bischofsstadt Pedena.

Ein einspänniges Wägelchen war bald aufgetrieben, und lustig fuhren wir zum Gasthofthore hinaus. Aber schon nach wenigen Schritten blieb das muntere Pferdchen stehen. — „Was gibt's denn?“ — Der Kutscher kehrte sich nicht an meine Frage, sondern rief nach vorne: „Oeh! Oah! O—op!“ Unser Fuhrwerk blieb aber unbeweglich stehen. Endlich erlaubte ich mir, an den Kutscher die eindringliche Frage zu richten, wann er mich denn nach Pedena zu befördern gedenke? — „Was kann ich thun, wenn diese Maledetti nicht ausweichen“, gab er zurück. Nun sah ich erst, dass eine Gruppe gravitätischer Serben, augenscheinlich mit einer alten Heldensage oder einem vortheilhaften Schweinehandel beschäftigt, den Fahrweg zwischen den Marktständen verstellte. „Ohi—laa!“ Serbien rührte sich

nicht. — „Was ist denn da zu thun?“ — „Weiss nicht.“ — „Müssen wir durch diese hohle Gasse? Führt kein anderer Weg nach Pedena?“ — „Sì — — se comanda.“ Der Gute wäre im Stande gewesen, auf dem Umwege über Fianona, welches, nebenbei bemerkt, weit unten an der liburnischen Küste liegt, nach Pedena zu fahren.



Der Cepichsee.

Ein Kaufmann, der, vor seinem Laden stehend, eine Weile unseren Jammer angesehen hatte, half uns endlich aus der fatalen Situation. Mit kräftigen Fäusten stiess er einen Heldensohn nach dem anderen zur Seite und räumte so das Hinderniss aus dem Wege. Die Serben aber setzten dort, wo sie hingestossen worden, ihre Verhandlung fort und würdigten weder unser Fuhrwerk, noch den handfesten Kaufmann eines Blickes.

Nun geht's unter Donner und Blitz und wiederholten Regengüssen auf vielfach gewundener Strasse nach

dem Hochlande hinauf, wo der Wind recht unbarmherzig die schweren Regentropfen unter das Wagendach peitscht. Die Strasse führt abwechselnd durch Wälder von Steineichen und Buchen, durch Felder und durch ödes Karstland. Links blickt von einem steilen Bergabhange der einst mit Mauern umgebene Markt Lindaro ins Thal. Neue, freundlich aussehende Häuser lassen auf einigen Wohlstand schliessen.

Nachdem wir ein breites Thal durchheilt, geht es wieder bergauf, und auf einer felsigen Kuppe sehen wir das Städtchen Galignana vor uns. Wie ein Bettler, der bessere Tage gesehen und dessen verschlissenes Gewand noch den werthvollen Stoff und den vornehmen Schnitt erkennen lassen, so sitzt das alte Städtchen da mit der verfallenen Ringmauer, die ein Dutzend Häuser umschliesst, mit der altersgrauen Veits-Kirche und dem hohen Glockenthurme, der heute noch gerade so stolz in die Lüfte ragt, wie damals, da seine eiserne Zunge den Grafen von Mitterburg oder den Bischof von Pedena bei seinem Ein- oder Ausgange durch das einzige Stadtthor ehrfurchtsvoll begrüsst. Die Ehre mag damals für das Städtchen jedesmal sehr gross gewesen sein, und in den allerunterthänigsten Ansprachen des Podestà vor dem Stadtthore mag viel von der „segenreichen Herrschaft“ und dem „erleuchteten Kirchenfürsten“ die Rede gewesen sein. Das ging wohl so fort, bis eines Tages die Feudalherrschaft gänzlich abgewirthschaftet hatte, dem Bischof von Pedena der Schäflein zu wenige wurden und Galignana eine Bettlerin war.

Wieder erklimmt die Strasse eine lange Karstwelle und neue Landschaftsbilder treten vor das Auge. Vor uns auf der Höhe liegt Pedena. Auf dem regen grauen Hintergrunde wird man das alte Bergnest nicht gleich gewahr, und das Interesse ist vorerst durch den

Cepich-See gefangen genommen, der tief unten in einem breiten, von Wäldern umsäumten Thalkessel liegt. Seine sumpfigen, breit mit Schilf eingefassten Ufer sehen nicht sonderlich einladend aus. Der See, dermalen eine Stunde lang und eine halbe Stunde breit, hat wiederholt seine Ausdehnung verändert. Zur Zeit des Kaisers Josef II. sollte er ganz ausgetrocknet werden, der Plan kam aber nicht zur Ausführung; in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts schwoll er bedeutend an, worauf er im Jahre 1875 wieder plötzlich zu sinken begann. Sein sichtbarer Zufluss besteht aus einem im Sommer versiegenden Giessbach.

Unser regentriefendes Fuhrwerk hält vor dem Stadtthore von Pedena. Wie in mehreren anderen istrischen Bergstädtchen (Galignana, Montana, Castua), muss man auch hier bei dem Thore, durch welches man hineingekommen ist, wieder herausgehen. Für das Fortkommen und namentlich das Umwenden eines Fuhrwerkes ist das Städtchen nicht eingerichtet, und so wird denn unter dem gigantischen Ladogna-Baume vor dem Thore ausgespannt und das Pferd findet in einem Stalle auf der gegenüberliegenden Berglehne Unterstand. Das halbverfallene Stadtthor stammt aus der Zeit, da der Marcus-Löwe auch Pedena beherrschte. Die Stadt soll auf einem keltischen Ringwalle (Castellier) von Konstantin dem Grossen als Bischofsitz unter dem Namen Pentapolis gegründet worden sein. Als erster Bischof wird der heilige Hermagoras, der Apostel von Istrien genannt. Die von dem höchsten Punkt der Stadt weit in das Land hinausblickende uralte Kathedralkirche, im Jahre 1771 restaurirt, bewahrt einige Reliquen dieses Heiligen. Im Uebrigen ist über die einstige bischöfliche Herrschaft schon längst Gras gewachsen — auf den Stadtmauern und auf vielen Häuserruinen. Schon im Jahre 1238 war

auch die Kirche dem Verfall nahe und der Bischof verlegte damals seinen Wohnsitz in das gastliche Kloster S. Michele oberhalb Pisino. Dann aber besserten sich die Verhältnisse des Bisthums wieder, trotzdem das Städtchen unter den Kämpfen gegen die Uskoken, Türken und Venezianer vielfach zu leiden hatte, denn die Bischöfe von Pedena erhielten zur Zeit der Feudalherrschaft grosse Gebiete als Lehen, und ihre Nachbarn waren die frommen und freigebigen Schlossherren von Sumberg, Kerschön (Chersano), Wachsenstein, Cepich und anderer Herrensitze, von welchen heute nicht einmal die Ruinen zu finden sind.

Der verdienstvolle istrische Geschichtsforscher Kandler hat uns in seiner von 1846 bis 1852 erschienenen „Istria“ folgende Schilderung von der Lebensweise eines Eppensteiner's im 16. Jahrhundert aus der Feder eines Zeitgenossen aufbewahrt: „Er lief an den rauhesten und stürmischsten Tagen mit unbedecktem Haupte und offener Brust umher und schlief im Freien. Er liebte in den Wäldern herumzustreifen und rohes Fleisch zu essen. Er sass die Nächte beim Weine; zuweilen weckte er seine Kinder auf und zwang sie, sich mit Wein vollzutrinken. Von Gaben des Geistes und von Regierungskunst zeigte er keine Spur.“

Wie mag es damals erst an den „kleinen Höfen“ um den Cepich-See und in der bischöflichen Residenz zugegangen sein!

Zum deutschen Bunde gehörte das istrische Binnenland; der Feudaladel im Lande stammte aus deutschen Geschlechtern, und auf dem Bischofstuhle von Pedena sassen Deutsche, wie Wildenstein, Maninger, Cromberg, Rantgartler, Weinsberger, Bobegk u. s. w., aber die Erfüllung einer Culturmission, die Verwirklichung einer nationalen Idee konnte man von diesen Leuten gerade

so wenig erwarten, als man sie heute einem Schwarzenberg oder einem Liechtenstein zumuthet, denen gleich den Eppenstein, Sponheim, Andechs und deren Vasallen ein Ehrenplatz in der Entwicklungsgeschichte des Slaventhums gesichert erscheint. Anders würde es heute aussehen auf dem Jahrmarkte zu Pisino und in dem Abgeordnetenhouse zu Wien, wenn der deutsche Adel immer seine nationale Pflicht erfüllt hätte.

Von Xaxid nach Montona.

Man ist versucht, Xaxid in die Gegend von Madrid und Valladolid, Montona in die Gegend von Barcelona zu verlegen. Die beiden Endpunkte meiner Wanderung liegen in Wirklichkeit an der Grenze von Halbasien. Xaxid liegt innerhalb, Montona ausserhalb des Halbschattens, welcher, den russisch - mongolischen Kernschatten umgebend, sich über gewisse Theile Osteuropas ausbreitet. In Divača verlässt man den behaglichen Courierzug der Südbahn und befindet sich nach einstündiger Fahrt vor Xaxid. Die Istrianer Staatsbahn führt dort vorbei, und wir bleiben natürlich im Coupé sitzen. Es ist ja auch nicht einmal eine Haltestelle da, und sollte es wirklich einmal Jemandem einfallen, das Nest zu betreten, so müsste er in Rachitovic aussteigen. Die Sehenswürdigkeiten des Ortes — verfallene Hütten und malerische Schweineställe — und jene der Umgegend — eine wellenförmige Steinwüste — kann man sich bequem vom Waggonfenster besehen. Wir befinden uns auf dem Tschitschenboden, dem steinigen Arabien der istrischen Halbinsel.

Wohl nirgends in Europa haben Natur und Cultur so schroffe Gegensätze geschaffen, wie auf dem Südabhange der Julischen Alpen: während auf den Kalkterrassen des Karstes die eisige Bora jede Vegetation vernichtet, gedeihen wenige Meilen davon an den libur-

nischen Gestaden der Lorbeer und der Oelbaum; rauh wie der Boden sind die Völker, die das Hochland bewohnen, in den Küstenstädten aber stehen die Denkmäler der Römer und blüht italienisches Volksthum. Die politischen Veränderungen in Europa waren für die Bewohner des istrischen Hochlandes fast nur von der Wirkung begleitet, dass man ihnen von Zeit zu Zeit einen anderen Herrn gab.

Heute pulsirt auch hier politisches Leben, es blüht grossslavische Agitation, und vielleicht kommt der Tag, an welchem auch auf unserer Halbinsel der Ausgleich in Verhandlung genommen wird. Dann gute Unterhaltung!

Schon heute weist die slavische Renaissance im Lande sehr beachtenswerthe Fortschritte auf. Mitterburg, zu Anfang dieses Jahrtausends im Besitze der Eppensteiner Grafen und dann unter der Herrschaft der Familien Sponheim-Ortemburg und Andechs, ward später italienisch und die Stadt nannte sich Pisino, heute hat sie einen kroatischen Gemeinderath. Ueber kurz oder lang wird sie im Ortsregister mit einem slavischen Namen verzeichnet stehen. Auch die venezianische Pflanzstadt Pingvente wird heute von einem kroatischen Podestà regiert. In Castua habe ich vor einigen Jahren in einem Wirthshause mit der Aufschrift „Vino buono e liquori“ den Bürgern zugehört, welche in der Sprache Dantes politisirten. Allgemeiner Beifall erscholl, als der Hauptredner mit der Faust auf den Tisch schlug und ausrief: „Cosa volè, mi son vero croato mi!“

Die Tschitschen sind von dieser Bewegung bisher unberührt geblieben; sie haben von dem Baume nationaler Erkenntniss noch nicht gekostet. Sie weiden ihre Lämmer, wenn sie welche haben, verkaufen ihr „Carbune“ (Holzkohle) in Triest, wenn sie das Holz dazu irgend-

wo finden, und bebauen ihre Krautäcker in den wenigen windgeschützten Dolinen ihres Gebietes. Sie hausen in ihren einschichtigen Dörfern, so wie es die Väter gethan, und machen sich über ihre historische und staatsrechtliche Stellung zu den übrigen Völkern Europas keinerlei Gedanken.

Als ich eines Tages von der Eisenbahnstation Pinguente den steinigen Steig nach dem Dorfe San Martino hinabkletterte, von wo man nach einer weiteren halben Stunde zur Stadt Pinguente hinauf gelangt, traf ich mit einem Tschitschen zusammen, den ich wegen seiner reinlichen Kleidung und seiner wohlerhaltenen Opanken für einen Magnaten seines Volkes halten durfte. Ich bot dem hochgewachsenen, kräftigen Sechziger eine Cigarre an und liess mich mit ihm in ein Gespräch ein, in dessen Verlaufe ich die Ueberzeugung gewann, dass die Aussichten für ein Königreich Tschitschien heute noch verzweifelt schlecht stehen. Es war nicht so leicht, diesem Manne gegenüber die Nationalitätenfrage aufzuwerfen, obgleich sein aus dem Triester Kohlenhandel erworbener Sprachschatz eine Schwierigkeit in der Conversation nicht aufkommen liess. Auf meine Frage, welcher „nazionalità“ er angehöre, antwortete er: „Sono 'striano.“ Als ich ihm darauf auseinandersetzte, dass in Istrien verschiedene Stämme wohnen: Italiani, Croati, Romanici, Morlacchi . . . , da schüttelte Mate seine pechschwarzen Strähne und fiel mir in die Rede: „Ma sono tutti 'striani.“ Ich hätte meinem Begleiter gerne auseinandergesetzt, dass er mit solchen Ansichten es niemals zum Landsmannminister bringen werde, aber ich habe mir selbst das Versprechen gegeben, mich jeder Einmischung in die Politik zu enthalten. Wohl aber interessirte es mich, den Notablen aus dem Tschitschenvolke über eine ethnographische Frage zu

vernehmen, welche die Gelehrten noch nicht gelöst haben, nämlich über die Frage nach der Herkunft dieses merkwürdigen Volkes! Vielleicht lebt eine Tradition unter den Leuten, und schliesslich müsste es unter allen Umständen wichtig sein, zu erfahren, wie sie selbst über ihre Herkunft denken. Ich machte also meinen Begleiter mit dem heutigen Stand der Forschung vertraut; ich sagte ihm, dass unter den Leuten, welche Bücher schreiben, über sein Volk ein grosser Streit bestehe, dass die Einen seine Abstammung von den Skythen herleiten, die Anderen von den Römern, die Dritten von böhmischen Slaven . . . Mate aber fiel mir lächelnd in die Rede: „Niente, niente, signore, noi siamo Cici.“ — Nu also, damit wäre endlich der wissenschaftliche Streit über die Herkunft der interessanten Carhun-Männer beigelegt: Tschitschen sind sie.

Ich bin sicher, dass ich auf dem ganzen Tschitschenboden von Castelnovo und Sejane bis Xaxid keine andere Auskunft erhalten hätte. Denn dieses Volk hat nicht nur keine Geschichte, sondern auch jegliche Tradition ist in demselben erstorben. —

Wie mit einem Zauberschlage bringt uns der Eisenbahnzug wenige Meilen hinter Xaxid aus dem asiatischen Halbschatten in sonniges Culturland. Wir rasseln durch einen Felseinschnitt und haben das weite malerische Thal von Pinguente vor uns, durchzogen von zahlreichen, weiss-schimmernden Strassen, bekränzt von wohnlich aussehenden Ortschaften und Gehöften. Die Hochebene des Karstes fällt hier 400 bis 500 Meter jäh gegen das Flussgebiet des Quieto ab, und 300 Meter über der Thalsole zieht die Bahn auf der Schutthalde dieses Steilsturzes dahin.

Ein einsames steinernes Haus trägt die Stationsbezeichnung: Pinguente. Die Stadt selbst liegt inner-

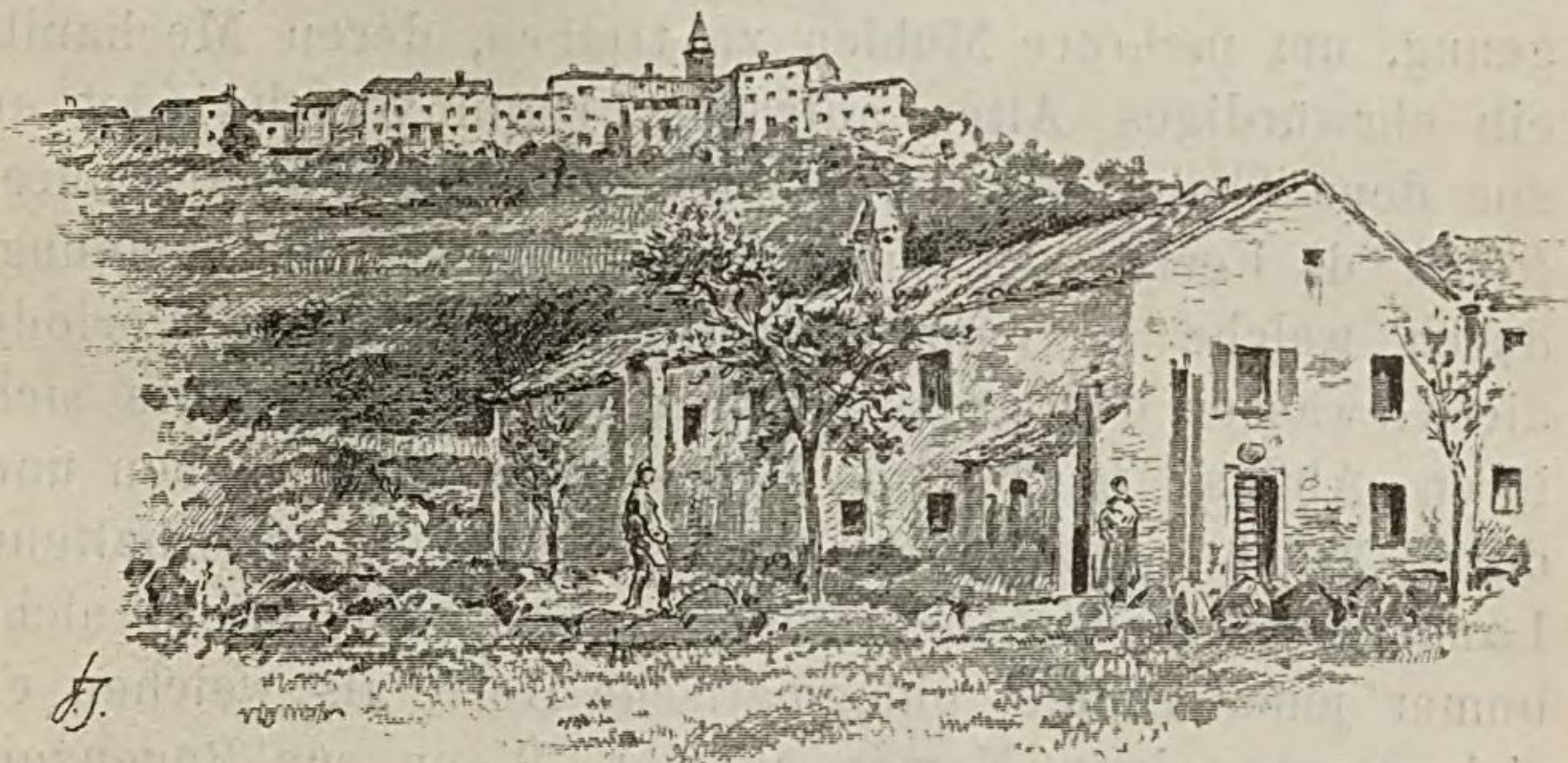
halb eines weiten Thalbodens auf einem 100 Meter hohen Felshügel eng zusammengekauert. In weit ausgreifenden Schleifen steigt die Fahrstrasse vom Bahnhof in das Thal hinab, und wenn man den Postkarren benützt, der am Bahnhofe bereit steht, so braucht man länger als eine Stunde, bis man durch eines der beiden Thore in die Stadt poltert und vor dem einzigen Albergo anhält. Die Strasse führt zuerst durch weitläufige Steinfelder, welche aussehen, als wären sie von einer gewaltigen Egge durchfurcht worden. Zwischen den Steinfurchen spriesst spärliches Grün; Herden schwarzer Lämmer weiden auf den Hängen. Weiter unten im Thale durchzieht die Strasse Felder und Gärten.

Dereinst mag die Stadt, die sich mitten über dem fetten Thalboden erhebt und deren Bewohner überdiess beim Holztransport auf dem schiffbaren Quieto ein schönes Stück Geld verdienten, ihren Namen (die Fette) gerechtfertigt haben, aber diese Wohlhabenheit ist mit den Wäldern des Karstes dahingeschwunden. Die Römer besassen hier einen festen Platz, und manche der wandernden Horden, welche des Reiches Grenzen bedrohten, mag da vom Rande des Tschitschenbodens lüstern herabgeblickt haben auf den behaglichen Wohnsitz der römischen Colonisten. Wie ein vorgeschobener Posten bewachte das Bergnest den Weg nach dem Meere und die Pinguentiner leisteten stets tapferen Widerstand, bis der Schutzwall zwischen Fiume und Ober-Laibach den Einfällen der Gepiden eine Schranke setzte.

Die deutschen Markgrafen besassen Pinguenta, welches sie befestigten, bis zum Jahre 1421, um welche Zeit die Stadt den Venezianern zufiel. Dreimal — 1472, 1475 und 1495 — sah Pinguenta die Türken unter seinen Mauern, aber jedesmal mussten diese, nachdem

sie das Thal verwüstet hatten, wieder abziehen, ohne dass es ihnen gelang, die Stadt, welche eine für die damalige Zeit sehr stattliche Bestückung von 30 Geschützen besass, zu erobern.

Heute hat Pingente wenig Sehenswürdigkeiten aufzuweisen. Inschriften erinnern an einen Francesco Raspurg und an einen Bernardino Raspurg, welche von der Republik als Capitani über Pingente gesetzt waren, und zwei Cisternen weisen den Marcuslöwen. Das merkwürdigste Denkmal, welches die Venezianer hier hinter-



Die Stadt Pingente.

lassen haben, ist ein steinerner, in die Mauer des Municipal-Gebäudes eingelassener Briefeinwurf mit der Aufschrift: „Denoncie secrete contra dannegiator de boschi della Provincia.“ Das System der geheimen Angeberei wurde in Venedig gegen die politisch Verdächtigen und in Istrien gegen die Waldfrevler in Anwendung gebracht. Wenn man der venezianischen Republik die rücksichtslose Entwaldung des Karstes vorwirft, so ist dieser Vorwurf insoferne ungerecht, als die Regierung, wenigstens in der letzten Zeit, der Er-

haltung der Wälder grosse Aufmerksamkeit zuwendete. Aber gerade die übermässige Strenge der venezianischen Forstgesetze ist es gewesen, welche die gänzliche Vernichtung der Wälder im Gefolge hatte. Der Besitzer war gar nicht mehr Herr seines Waldes, dieser war ihm vielmehr eine Quelle fortwährender Verdriesslichkeiten, er wurde ihm eine Last, welcher er sich auf jede mögliche Art zu entledigen suchte.

Der junge Quietto, welcher von den Ausläufern des Monte Maggiore in das Thal herabspringt und dasselbe flüchtig durchheilt, ist unter Pinguente bereits kräftig genug, um mehrere Mühlen zu treiben, deren Mechanik ein ehrwürdiges Alter aufweist. Dann verschwindet er aus dem Thale wie durch eine geheime Tapetenthüre. Porta di Ferro, Eisernes Thor, heisst die Oeffnung, durch welche in einer früheren geologischen Periode die Gewässer des grossen Beckens von Pinguente sich ihren Abfluss nach dem Meere erzwungen haben und durch welche jetzt neben dem Flusse die guterhaltene Landstrasse zieht. Auch heute noch ist der Quietto nicht immer jener ruhige, phlegmatische Herr, als welchen er sich durch seinen Namen ausgibt. Wenn zur Regenzeit die Torrenti in schäumenden Cascaden von den Felsen stürzen, dann braust er heftig auf, beisst bald links, bald rechts in das lehmige Ufer, und wenn gleichzeitig eine Springfluth seinen Auslauf hemmt, dann schwillt er zornig zum Strome an und überfluthet auf weite Strecken das Thal. Fast alljährlich werden auf diese Art die ausgedehnten Eichenwaldungen, welche seinen Mittellauf umsäumen und weit hineinreichen in das breite Seitenthal des Zamasco, eines aus mehreren Sturzbächen gebildeten Nebenflusses, unter Wasser gesetzt. Diese prächtigen Wälder sind Eigenthum der Staatsverwaltung und liefern vorzügliches Schiffbauholz. Schon die früheren

Herren des Landes, die Republik Venedig, widmeten diesem Forste ihre besondere Fürsorge.

Die Thalsohle, heute noch theilweise sumpfig, war einst, ehe der Quieto sie mit seinem Geschiebe ausfüllte, von den Fluthen des Meeres bedeckt, und die von der Brandung zernagten Wände fesseln heute durch die Mannigfaltigkeit ihrer Formen: bald steigen sie schroff empor, bald zerklüften sie sich in grotesken Formen, die an die sächsische Schweiz erinnern. Einer der Felsgrate heisst seiner Gestalt wegen im Volksmunde „il frate“. Terrassen und Hänge sind mit üppigen Culturen bedeckt, zwischen welchen freundliche Häuschen hervorlugen. Einmal öffnet sich die nördliche Thalwand plötzlich, und über die Idylle eines wasserreichen und mit lichtgrünen Birkengruppen umsäumten Thalgrabens hinweg schweift der Blick auf die malerisch im Hintergrunde thronende Burgruine Wollenstein, von den Italienern Pietra Pelosa genannt. Sie gehört der einst reichen und mächtigen Familie der Marchesi Gravisi, welche die Veste, als sie sich 1430 den Venezianern ergeben hatte, vom Senate als Lehen erhielt.

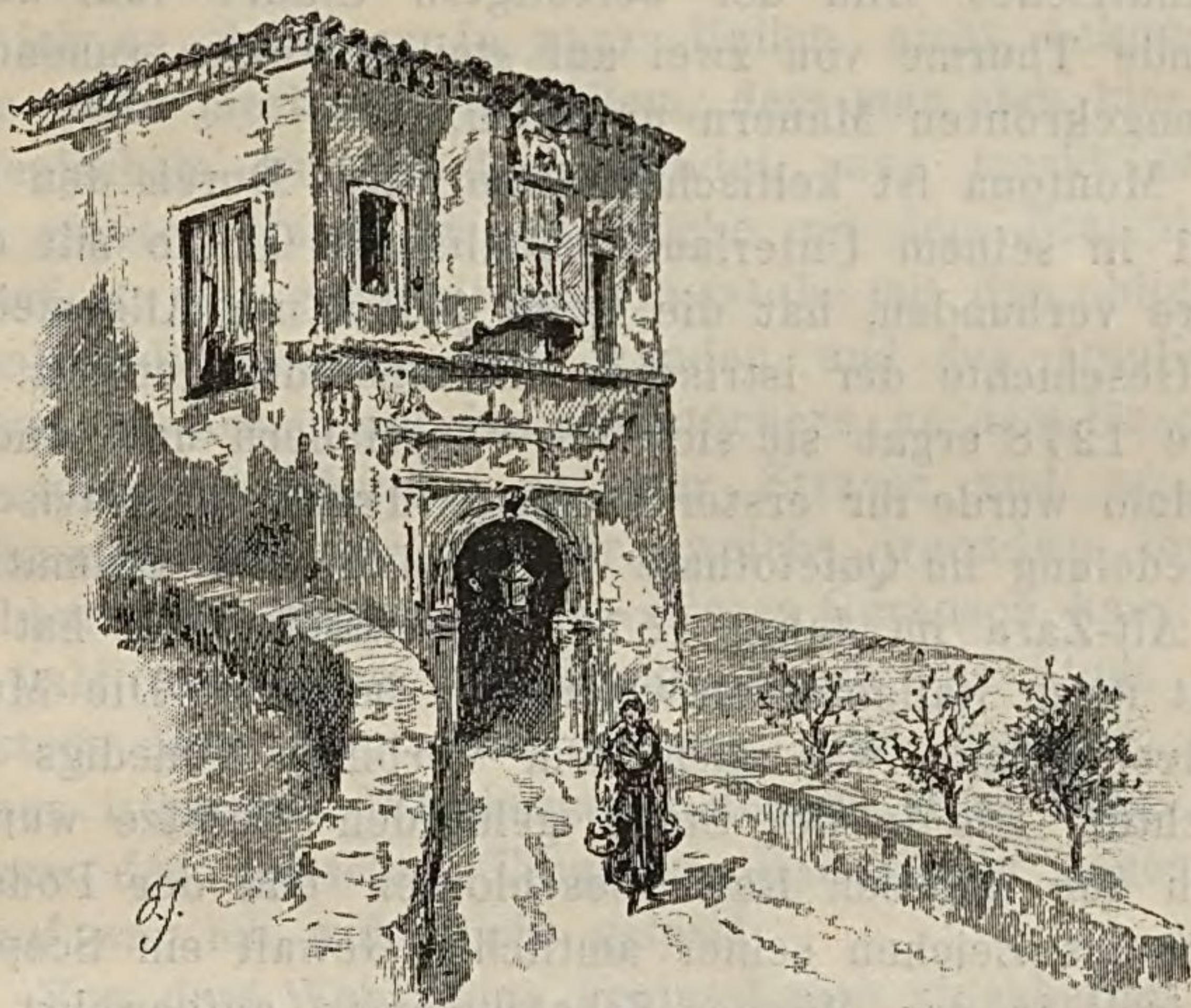
Nun weitete sich das Thal und der Fluss verschwindet im Eichenforste. Zur Rechten der Strasse aber erheben sich steile Felsen, in welchen hoch oben zahlreiche unzugängliche Grotten sichtbar sind. Dort, wo diese Wände weit ins Thal vorspringen, liegt auf mässiger Lehne unter einem gewaltigen Kalkfelpilaster das Schwefelbad San Stefano. Der überhängende Felsen bildet die Decke des „Cursalons“. Die dreissiggrädige Schwefeltherme soll wahre Wunder wirken. Schon im Umkreise von einer halben Stunde riecht es nach faulen Eiern. San Stefano ist ein „Badl“ für die Bewohner Istriens und Dalmatiens. Die achtzehn bewohnbaren Zimmer sind immer im Voraus mit Beschlag be-

legt und das Gros der Curgäste begnügt sich mit dem Massenquartiere in den Speichern. Eine Curtaxe ist bisher nicht eingeführt, und die Cicaden in den Baumkronen geben den ganzen Tag über das schönste Concert, ohne dass man dem Gaste eine Musiktaxe abnimmt. Aber wer kann wissen, wie lange dieser idyllische Zustand dauert? Schon sind heuer, wie ich kurz vor Abschluss dieses Buches erfahre, Werkleute in das stille Thal gekommen, um dem Badehause einen neuen Flügel mit Wohnzimmern anzubauen und über kurz oder lang kommt vielleicht das istrische Mehadia in die Mode. Einen prächtigeren Park, als den gleich hinter der Strasse beginnenden meilenweiten Eichenwald, hätte wohl nicht bald ein anderer Curort aufzuweisen.

Von der Terrasse des Bades, noch besser aber von dem Kirchlein, welches in schwindelnder Höhe den vorerwähnten Pilaster krönt, geniesst man einen prächtigen Ausblick nach dem Monte Maggiore und seinen Vorbergen und auf die malerisch gelegenen Ortschaften Sovignacco, Verch und Zamasko. Rechts, der Richtung des Thales folgend, trifft der Blick Montona.

Eine lange Strecke dem Saume des Staatsforstes entlang führt die Strasse, den Quieto übersetzend, an den Fuss des steilen Berges, auf welchem die Stadt Montona thront. Wir — ich hatte in Pinguente einen lebenswürdigen Reisegefährten aus Untersteiermark gefunden, dessen Mission es war, in Istrien Möbel aus gebogenem Holze einzubürgern — wir verliessen den Wagen und wählten anstatt der weitläufigen Serpentina der Fahrstrasse einen steilen Fusssteig. Wir haben da viel Schweiss vergossen, bis wir das einzige Stadthor erreichten. Dieses trägt die Jahreszahl 1607 und sieht mit seinen gemeisselten Wappenschildern, dem Marcus-Löwen und der Pechnase recht malerisch aus. Die

Häuser, welche sich um eine die Bergkuppe einnehmende, stark befestigte Burg gruppiren, sind reinlich und wohnlich, die steilen Strassen durchwegs mit gerippten Steinplatten gepflastert, auf welchen die Hufe der Saumthiere einen Halt finden. Ein Fuhrwerk gibt es in der ganzen Stadt nicht.



Stadtthor von Montona.

Die von einem malerischen Zinnenthurme überragte Burg, welche einen grossen Platz und mehrere stattliche Gebäude umschliesst, ist ein Werk der Venezianer und mochte zu ihrer Zeit wohl für uneinnehmbar gegolten haben. Denn auch für eine längere Verproviantirung der Besatzung war vorgesehen; geräumige Speicher nahmen das Getreide auf und hinter dem Barbacane fand das Vieh sichere Zuflucht. Den steinernen Ring-

wall krönt ein auf Spitzbögen ruhender Wehrgang, dessen Brüstung mit einem in Stein gemeisselten Dogenwappen geschmückt ist. Der Schild führt einen horizontal getheilten Stern, oben erhaben, daher licht, unten vertieft, daher dunkel — der untergehende Stern der Republik. Heute ist die Burg im Besitze der Marchesi Polesini in Parenzo. Das Stadtwappen gibt ein schematisches Bild der befestigten Stadt: fünf hochragende Thürme von zwei auf steilen Felsen ruhenden, zinnengekrönten Mauern umgeben.

Montona ist keltischen Ursprungs. Durch den seit 1631 in seinem Unterlaufe canalisirten Quieto mit dem Meere verbunden, hat die Stadt jedoch im Allgemeinen die Geschichte der istrischen Küstenstädte getheilt. Im Jahre 1278 ergab sie sich den Venezianern und Andrea Dandolo wurde ihr erster Podestà. Trotz der slavischen Ansiedelung im Quietothale — so sind u. A. Dalmatiner aus Alt-Zara im Jahre 1576 eingewandert — hat die Stadt ihren italienischen Charakter bewahrt. Die Municipalverwaltung war nach dem Vorbilde Venedigs eingerichtet. Die in der Stadt geltenden Gesetze wurden durch den grossen Rath beschlossen und der Podestà führte als Zeichen seiner amtlichen Gewalt ein Scepter, das jetzt in der Wiener Schatzkammer aufbewahrt ist.

Ein reger Handelsverkehr hat damals zwischen dem Binnenlande und dem heute halb zerfallenen Cittanuova an der Mündung des Quieto bestanden und Montona bildete einen der wichtigsten Stapelplätze für die istrische Ausfuhr. Da wurden die Hölzer verladen, aus welchen die Republik ihre Schiffe zimmerte und die mächtigen Eichenpfähle, auf welchen Venedig steht; Wein, Oel, Honig, Hammeln und kostbare Felle füllten die Schiffe. Auch ein reges geistiges Leben mag, genährt durch den Verkehr mit Venedig, damals in

Montona geherrscht haben. So hat die Musik durch Andrea Antico in Montona, der im Jahre 1517 eine Holzpresse für den Notendruck erfand, eine wesentliche Förderung erfahren. —

Bei der „Aquila nera“ des Herrn Cesare Corazza ist man vortrefflich untergebracht; man trinkt den feurigen Montonaner Wein an der Quelle und die wackere Padrona weiss ein pollo arrosto zu bereiten, wie ich es delicates in ganz Italien nicht bekommen habe. Man merkte es an Allem, dass man sich hier auf italienischem Culturboden befindet, man merkt es an dem grossen Kamin in der Küche mit dem Bratspiesse darauf, an der gemüthlichen Gaststube mit den obligaten Napoleon-Bildern an den Wänden und den traulichen Fliegenschwärmen auf den Tischtüchern, an dem Geschrei der spielenden Kinder auf der Strasse und an den heftigen Rufen der Männer, welche irgendwo in der Nachbarschaft Mora spielten. Dieses Geräusch kam, wie wir bald auf einem Rundgange durch die Stadt entdeckten, aus einer Trattoria — „alla Ristori“. Auf meinen istrischen Wanderungen abseits vom Wege dem Namen der grössten Tragödin Italiens zu begegnen, darauf war ich wohl nicht gefasst.

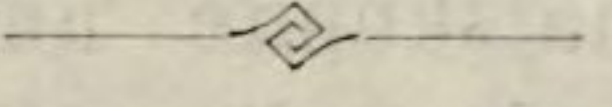
Von dem Wehrgange geniesst man ringsherum den Ausblick auf das prächtige Landschaftsbild. Der blaue Quieto, zum Theile im Eichenwalde verborgen, zieht träge durch das Thal und verschwindet hinter den Dämmen, die ihn durch sumpfige Niederungen bei Cittanuova in das Meer leiten. Auf dem jenseitigen, der Sonne zugewandten Gelände wechseln Weingärten mit Kastanienwäldern, Oelhaine mit Obstgärten und Maulbeerpflanzungen mit wohlbestellten Feldern, deren rothe Erde der Landschaft ein eigenthümliches buntes Aussehen gibt. Fast von allen Höhen grüssen geschlossene

Ortschaften herüber mit ragenden Kirchthürmen, mit verfallenen Ringmauern, mit blühenden Gärten. Scharf contrastirt mit diesem lieblichen Bilde das Aussehen der im Süden aufsteigenden Berge. Ihre Lehnen sind zum Theile vom Eichenwalde bedeckt oder sie sind von wilden Torrenten zerrissen und zerklüftet. Die Natur nimmt hier einen heroischen Charakter an.

Die Berge ringsum überragen nur wenig die Höhenlage Montonas; weit hinaus schweift der Blick über einen grossen Theil des istrischen Landes bis an den Monte Maggiore, über den Steilsturz des Tschitschenbodens hinaus bis auf die kahlen Höhen des Karstes. Lange stand ich vor diesem stimmungsvollen Rundgemälde. Es war Abend geworden. Violette Schatten legten sich über die Thäler und schlichen die Lehnen hinauf, im fernen Osten verschwanden die Berggestalten in der schwarzen Nacht, während im Westen sich Bäume, Häuser und Thürme scharf abzeichneten am glühenden Horizonte. Das Meer, am Tage nicht wahrnehmbar, lugte mit leuchtendem Smaragdauge zwischen den zur Quieto-Mündung abfallenden Hügeln herüber. Ich erwiderte den Gruss mit einem Glase rubinrothen Weines.

Dabei flogen meine Gedanken über die glitzernden Wellen hinüber nach der Königin der Adria. Wie ich die Märchenstadt das letztemal gesehen, umhüllt vom rosigen Dämmerseine eines Winterabends, so stand sie vor meinem geistigen Auge verklärt, das Traumbild einer glücklichen Vergangenheit. Das Bild verblasste allmählich. Und als ich mich nach Osten wandte, da sah ich, wie sich's dort regte; ich sah ein wildes Drängen nach der Richtung des sinkenden Gestirnes, eine allgemeine unheimliche Bewegung in allen Landen zwischen Xaxid und Kamtschatka.

Von dem Steilsturze oberhalb Pinguente sah ich Gestalten niedersteigen in weissen, engen Lederhosen und Opanken, das Haar hing ihnen in pechschwarzen Strähnen auf die Schultern. Mein Freund Mate war auch dabei. Im nächsten Augenblicke stand er vor mir. „Signor“, sagte er, „wir sind eine Delegation des zur Erkenntniss seiner nationalen Rechte erwachten ruhmreichen Volkes der Tschitschen. Wenn Sie einmal mit dem Grafen Taaffe sprechen, so erinnern Sie ihn daran, dass wir noch keinen Landsmannminister haben.“



Auf dem Tschitschenboden.

Man kennt in Triest den Tschitschen nur als Kohlenhändler und Schafdieb. Wie er lebt, welche Sprache er daheim spricht, wie seine Wohnstätten beschaffen sind, darüber weiss die istrische Heimatskunde nur kärgliche Auskünfte zu geben, und über die Abstammung des merkwürdigen Völkchens gibt man sich den verschiedenartigsten Vermuthungen hin.

Es ist daher begreiflich, dass in mir der Wunsch erwachte, den Tschitschen einmal in ihren eigenen Häusern einen Besuch abzustatten.

Unser nächstes Ziel — ein befreundeter Redacteur aus Triest und ein wissensdurstiger Doctorand der Medicin hatten sich mir angeschlossen — war das Dorf Jelovice. Tagsvorher hatten die Triester Geschworenen drei Männer aus diesem Dorfe wegen Mordes zum Tode verurtheilt, weil diese eines Abends auf dem Heimwege von Castelnovo einen Genossen mit Steinen todtgeschlagen hatten. Tod dem Verräther! Seinen Angaben hatten es einige Gentlemen aus Jelovice zu verdanken gehabt, dass sie wegen Schafdiebstahles vom Gerichte verurtheilt worden waren.

„Dahin, dahin lasst uns zieh'n“, sangen wir, als wir die Eisenbahnstation Herpelje verlassen hatten und

in einem einspännigen Wägelchen auf der Strasse nach Clanz dahinrollten.

Die Sache machte sich recht nett, bis oben in den unruhigen Sciroccowolken plötzlich eine Schleuse losging. Wir nahmen diese Bescherung mit viel grösserem Gleichmuthen hin, als unser Pferd, das schlecht gefrühstückt haben mochte. Es kam zu einem peinlichen Auftritte zwischen Ross und Kutscher. Das Thier verschaffte sich wiederholt durch plötzliches Stehenbleiben die traurige Genugthuung, seinen Herrn zu ärgern, und dieser schlug dann jedesmal drein wie ein Distanzreiter. So kamen wir ruckweise allesammt in der schlechtesten Condition vor dem Gasthause des Ugowitzer an, das nach Verdienst in der Karte des Militärgeographischen Institutes verzeichnet steht. In Herrn Ugowitzer lernten wir einen wackeren Kärntner kennen, der hier das Amt eines Strassenmeisters versieht und gleichzeitig der Besitzer eines vortrefflichen Gasthauses und einer schönen Musterwirthschaft ist.

Nachdem wir das Ende des Gussregens abgewartet hatten, ging es mit zwei neuen guten Pferden über die steinige, spärlich mit Eichengebüsch bewachsene Ebene flott weiter bis zu dem slovenischen Dorfe Podgorje. Unser Wagen folgte einem wenig benützten Feldwege. In lustigem Galopp hüpfte er über das holprige Karstgestein, dann flog er wieder geradeaus über die weglose Heide, jeden Augenblick in Gefahr, an einem hervorstehenden Felszahne das Rad zu brechen. Schliesslich rasselten wir in Podgorje mitten in eine Gemeinderathsversammlung hinein. Die rathsfähigen Männer des Dorfes standen auf der Strasse und lauschten dem Referate ihres Zuppan, der eben — wie wir nachträglich erfuhren — die Angelegenheit der Verpachtung eines Weideplatzes vortrug. Wir verliessen den Wagen, einer

der Rätthe war rasch als Führer angeworben, und ohne Aufenthalt schlugen wir den Fusssteig über den Hang des Slavnik gegen Jelovice ein. Je höher wir stiegen, desto weniger liess die Gegend an Unwirthlichkeit zu wünschen übrig, desto mehr erinnerte die Landschaft an das steinige Arabien, wie es sich Jeder vorstellt, der nicht dort gewesen ist. Nach einer Weile kam rechts eine Berglehne mit einem Walde in Sicht, aus welchem Rauch aufstieg. Er rührte von Kohlenmeilern her, welche den Tschitschen gehörten, und bald hernach verliessen wir die Gemeindegrenze von Podgorje und standen auf dem berüchtigten Tschitschenboden. Der Weg führte eine Weile durch Eichen- und Buchenwald und stieg dann auf die kahle Lehne des Vrhovnik hinauf. Da oben zeigte sich das Dorf Jelovice. Weit und breit sieht man weder eine Tanne — deren slavische Bezeichnung in dem Ortsnamen enthalten ist — noch irgend einen andern Baum oder Strauch. Keine einzige Fahrstrasse führt nach dem Dorfe, und kaum hat sich jemals ein Fremder dahin verirrt.

Man stellt sich jede Tschitschenwohnstätte als den Inbegriff der Unreinlichkeit vor; aber hier auf dem Hochlande wird man beim Besuche der Dörfer Jelovice Vodice, Danne u. s. w. angenehm enttäuscht. Jelovice macht mit seinen weissgetünchten Mauern und rothen Ziegeldächern einen recht freundlichen, wohnlichen Eindruck, und als wir durch eine geräumige, rauchschwarze Küche in die Wirthsstube traten, fanden wir es hier nicht ungastlicher, als etwa in der Osteria von Pedena, der alten Bischofsstadt am Cepich-See, deren Bevölkerung im Augenblicke, wenn wir nicht irren, kroatisch ist.

In der Küche brannte auf dem Steinpflaster ein Kohlenfeuer und darüber hing an der Kette der Kessel.

An der russgeschwärzten Wand stand ein Kasten mit einigem Küchengeräth. Die Gaststube enthielt zwei lange Tische mit Bänken dahinter. An einem dieser Tische sassen drei Dorfbewohner bei einem Gläschen Borowitzka. Wahrscheinlich besprachen sie das Schicksal ihrer Dorfgenossen, die nach dem gestern gefällten Ausspruche der Triester Geschworenen gehenkt werden sollten, weil sie einen Verräther erschlagen hatten. Wer kann es wissen, welcher Art die Betrachtungen waren, die man im Wirthshause zu Jelovice über den Fall anstellte, und ob nicht im Vordergrunde der Discussion die bänge Frage stand, wer denn künftighin noch ein Schaf werde heimbringen wollen, wenn der Verräther in so ausgiebigem Masse, wie es diesmal geschehen, den Schutz des Gerichtes geniesst. Vielleicht klagte man in Jelovice über den Verfall der guten alten Sitten und über das Schwinden von Tschitschenart und Tschitschentreue.

Unter dem Eindrücke der jüngsten Ereignisse mag man uns im Dorfe beim ersten Anblicke wohl für eine Gerichtscommission gehalten haben, aber wir wussten diesen, die Mittheilsamkeit der Leute hemmenden Eindruck rasch zu verwischen, indem wir nichts weniger als gravitätisch, sondern vielmehr so ungebunden als möglich in das Wirthshaus traten. Zu Spässen ist der Tschitsche immer aufgelegt, und so sahen wir nach einigen Scherzworten bald lachende Gesichter um uns und aller Kummer schien vergessen. Wer wir eigentlich seien, und was wir im Dorfe wollten, darüber schien sich nun Niemand mehr Gedanken zu machen — der grosse hagere Mensch vielleicht ausgenommen, der uns den Rücken zuwandte und nur zuweilen unter den buschigen Brauen hervor einen scheuen Seitenblick uns zuwarf. Obgleich er wie seine Dorfgenossen italienisch

verstand, so gab er selbst dann, als den Anderen der Wein die Zunge gelöst hatte, nur einsilbige Antworten. Um so gesprächiger war der spitzbübisch aussehende Bursche auf der anderen Seite des Tisches. Er wurde nicht müde, meinen Begleitern mit grosser Zungen-geläufigkeit auseinanderzusetzen, dass die Tschitschen die honettesten Leute der Welt seien, — „molto buona gente“, — dass man unrecht thue, sich vor den Tschitschen zu fürchten, und dass man ganz unbesorgt in ihre Dörfer gehen könne. Der Biedermann sprach eigentlich nichts als die Wahrheit, aber er hätte, wenn er noch lange fortredete, uns wirklich Angst machen können. Unser Mediciner machte indessen ethnographische Studien bei der jungen Wirthin, und ich benützte einige Sonnenblicke zu photographischen Aufnahmen. Es war gar nicht schwierig, auf dem Platze vor dem Wirthshause, wo indessen das ganze Dorf zusammengelaufen war, die Leute vor das Objectiv zu bringen. Die Gruppen bildeten sich von selbst, die Sache machte augenscheinlich Allen viel Spass und der würdige Zuppan betrachtete mein Treiben mit wohlwollendem Lächeln.

Wir verliessen Jelovice ziemlich spät am Nachmittag, und nachdem wir eine Weile durch das baumlose Land gegen Vodice gewandert waren, kamen wir zur Ueberzeugung, dass von unserem ursprünglichen Plane, noch am Abend zur Bahnstation in Podgorje zurückzu-kehren, keine Rede sein könne, wollten wir nicht nach der Ankunft in Vodice gleich wieder aufbrechen und auf dem Rückwege über den zerklüfteten Karstboden in der Finsterniss Hals und Beine riskiren. Wir beschlossen daher, in Vodice zu übernachten, und da wir eine Empfehlung an den dortigen Pfarrer besassen, bereitete uns die Frage keine Sorge, wo wir in diesem

entlegenen Dorfe, in das sich wohl selten ein Cultur-mensch hinverirrt, unser müdes Haupt hinlegen würden.

Der Weg war aber noch viel länger, als wir uns vorstellten, und die Schatten des Abends legten sich bereits in das weite Hochthal, als wir im Hintergrunde desselben, zwischen den Hängen der Rasusica und des Sabnik, Vodice zu Gesicht bekamen. Der Winkel, in welchem das Dorf liegt, muss der verderbenbringenden Bora wenig zugänglich sein, denn zwischen den enggedrängten Häuschen wachsen stattliche Baumgruppen hervor, deren dunkles Grün den weissen Mauern und dem schlanken Kirchthurme ein recht freundliches Aussehen verleiht. Aus der Entfernung gesehen, erinnerte das Tschitschendorf an die pittoresken Bergnester des Albanergebirges.

Kleine Dolinen lagen an unserem Wege, in welchen jedes Fleckchen Humus sorgfältig bebaut ist; Schafherden weideten abseits, und die grauen, schwarzgetigerten Schäferhunde setzten uns scharf zu. Die Herden wandern, wenn der Winter den Karst mit Schnee bedeckt und die Bora durch die Thäler brüllt, den wärmeren Gegenden am Meere zu und überwintern dort in Miethställen. Der Besitzer einer solchen Herde gilt unter den Tschitschen als ein reicher Mann, und als solcher fühlt er sich verpflichtet, auch einigen Luxus zu entwickeln. Wir hatten die Ehre, die Bekanntschaft eines solchen Herdenbesitzers zu machen und konnten die blendende Weisse des kunstvoll gefältelten Hemdes bewundern, das er unter dem braunen Lodengewande trug, zweifelsohne das Werk einer fleissigen Tschitschenfrau.

Es war vollständig finster geworden, als wir vor dem Pfarrhofe von Vodice anlangten. Erst nach langem Klopfen wurde uns aufgethan. Im ersten Stocke empfing uns der Pfarrer. Obgleich wir uns beeilten, unseren

Empfehlungsbrief vorzuweisen, so war der Empfang doch kühl, ganz anders, als wir erwartet hatten. Es dauerte ziemlich lange, ehe die Conversation in Fluss kam und wir den Zweck unserer Reise darlegen konnten. Der Pfarrer holte nun den Lehrer herbei. Dieser ist, sowie der Pfarrer, ein Kroate, aber während der Pfarrer noch geläufig deutsch spricht, machte dem Lehrer der Gedankenausdruck in der österreichischen Staatssprache schon einige Schwierigkeiten. Mit der Zeit war es uns gelungen, die beiden Herren etwas freundlicher zu stimmen, und schliesslich haben wir im Gasthofs von Vodice bei einem gut bereiteten Hühner-Risotto und bei trefflichem Weine den Abend recht heiter verbracht, unbekümmert darum, wo und wie wir dann schlafen würden, denn im Pfarrhofs — das hatte uns der Pfarrer gleich gesagt — war kein Platz für uns.

Unsere Kenntniss des Tschitschenvolkes hat aber im Verkehre mit den beiden Herren nur eine geringe Bereicherung erfahren; es schien ihnen das Verständniss für unsere Fragen zu mangeln und wohl auch der gute Wille, sie zu beantworten. Allerdings haben wir uns keinen Augenblick der Illusion hingegeben, an Ort und Stelle etwa das Material zur endgiltigen Lösung der Frage zu gewinnen, wess Stammes die Tschitschen seien und woher sie kamen, denn es scheint fast, dass diese ethnographische Frage für alle Zeiten eine ungelöste bleiben werde, so viel auch schon darüber geschrieben worden ist. Denn es ist fast jede Spur verwischt, die dem Forscher den Weg in die Vergangenheit zu weisen vermöchte. Der Tschitsche hat keine Geschichte und keine Tradition, er scheint die Fähigkeit zu besitzen, seine Sprache wie ein Hemd zu wechseln. Der Liederschatz, den wir heute in seinem Besitze vorfinden, gestattet unter solchen Umständen kaum den Schluss,

dass zwischen dem Inhalte der Gesänge und der Vergangenheit der Sänger ein Zusammenhang bestehe, denn wie die Sprache, hat der Tschitsche wohl auch diese Lieder vom Nachbar überkommen. Auch auf dem harten Boden, den er bewohnt, hat die Geschichte keinerlei Spuren einzudrücken vermocht. Zur Zeit seiner Einwanderung war das istrische Hochland wahrscheinlich gar nicht bewohnt und zur Römerzeit hausten hier die wilden Japyden.

Zum erstenmal begegnen wir den Tschitschen im Jahre 1540 in einer Handschrift des Pietro Micheli, Vice-Podestà von Capo d'Istria. Neben dem Worte Cici gebraucht dieser auch das Wort Morlachi zur Bezeichnung der neuen Einwanderer. Auch ein Pfarrer in Pinguente spricht hundert Jahre später von „Morlaken auf dem Karst.“ Dagegen entnimmt Bidermann einer 1523 verfassten Beschreibung des „Gschlosses Marenfels“, dass unter den damals nach Istrien gekommenen Tschitschen das slavische Element überwog. Die Mehrzahl trug altkroatische Eigennamen. Thatsächlich hat aber dieses merkwürdige Volk, das im 16. Jahrhundert unter dem Namen der Morlaken ins Land gekommen ist und altkroatische Eigennamen trägt, noch vor zweihundert Jahren rumänisch gesprochen.

Es gab eine Zeit, in welcher man die Tschitschen wegen ihrer Sprache und weil jene in Žejane und in der Valdarsa selbst sich Rumeri oder Rimliani nannten, für Abkömmlinge einer römischen Niederlassung hielt, die sich mit irgendeinem urheimischen Volksstamme vermischt hatten. Aber dieser Annahme trat insbesondere Miklosich entgegen, indem er hervorhob, dass die Sprache der Tschitschen zu jener der dacischen und macedonischen Rumänen in viel zu inniger verwandtschaftlicher Beziehung stehe, als dass diese Ansicht wahrscheinlich gemacht werden könnte.

In der „Istria“, einer von dem verdienstvollen Triester Archäologen Kandler von 1846 bis 1852 herausgegebenen Zeitschrift, werden die Bewohner des Karst zwischen Triest und Raspo Dacoromanen, Romanen oder Walachen genannt, und der kürzlich verstorbene Geschichtsforscher Carlo De-Franceschi verwies in der genannten Zeitschrift auf die Thatsache, dass die Tschitschen von allen umwohnenden Slaven (Slovenen, Kroaten und Illyriern) verachtet werden. Sie unterscheiden sich von ihren Nachbarn durch Typus, dunklere Hautfarbe, feuriges Temperament, Muth, Beweglichkeit, Schlagfertigkeit, lebhafte Geberden und Bewegungen. De-Franceschi hält sie für Rumänen und beruft sich auf das Zeugniß des Bischofs Tommasini von Cittanova, der im Jahre 1650 schrieb: „Die Morlaken auf dem Karst haben eine eigene Sprache, die vielfach der lateinischen ähnlich ist.“ In dem Werke „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“ werden die in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts eingewanderten Tschitschen als ein grösstentheils rumänisches Volk bezeichnet.

Ueberall, wo sie nach ihrer Einwanderung mit der einheimischen Bevölkerung zuerst in Berührung traten, haben sie rumänisch gesprochen, im Bezirke von Castelnovo und auf dem Karst von Pinguente ebenso wie in Mune, Žejane und in der Valdarsa. Dann aber vollzog sich im Verlaufe von zwei Jahrhunderten mit einem grossen Theile dieses Volkes eine merkwürdige Veränderung. Obgleich sein Kohlenhandel und sein Hirtenleben es in ununterbrochenem Contact mit den italienischen Küstenstädten erhält, obgleich es von den slavischen Nachbarn ringsum verachtet ist, sprechen heute die Tschitschen im ganzen nördlichen Landestheile — slovenisch und sie haben sogar jegliche Erinnerung an

ihre frühere rumänische Sprache verloren. Im südlichen Theile vollzieht sich diese Umbildung unter unseren Augen. Antonio Covaz hat bereits im Jahre 1847 in der „Istria“ darauf hingewiesen, dass auch in der Valdarsa das Rumänische dem Slavischen zu weichen beginnt. Man zählt dort: *ur, doi, tre, patru, cinč, sesse, sêpte, ossan, devet, seče* und von elf weiter folgt die slavische Bezeichnung der Zahlen.

Verfolgen wir diesen nationalen Häutungsprocess bis in die Gegenwart, so stossen wir auf eine neue Merkwürdigkeit, die allerdings nicht in der Eigenart der Tschitschen, sondern vielmehr in den unerforschlichen Wegen der österreichischen Sprachenpolitik begründet ist. Man sollte meinen, dass der Uebergang der rumänischen Tschitschen zur slovenischen Cultur bei den nationalen Politikern in Laibach und in Agram nur Wohlgefallen erregen könne; das scheint nun aber nicht der Fall zu sein, denn zu meinem grössten Erstaunen vernahm ich von dem Lehrer in Vodice, dass die slovenischen Kinder der einst rumänischen Tschitschen heute in der Schule — kroatisch unterrichtet werden.

Während das Auftreten der Tschitschen in Istrien mit ziemlicher Sicherheit in die erste Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts verlegt wird und es durch mehrfache Zeugnisse erhärtet ist, dass ihre Sprache damals die rumänische war, besitzen wir nur unklare Vorstellungen darüber, wie und woher sie ins Land gekommen sind. Weil sie eine Gegend besiedelten, aus der Niemand zu vertreiben war, konnten sie truppweise und ohne Aufsehen zu erregen, einwandern. Man hat ihre Anwesenheit vielleicht erst bemerkt, als sie von ihren Niederlassungen aus mit den Nachbarn Verkehr suchten. Von einer anderen Annahme geht De-Franceschi aus, welcher meint, wenn die Tschitschen dem dacoromanischen Volke

angehören, dann sind sie gemeinsam mit den Kroaten in das Gebiet von Albona eingedrungen, sind hier zurückgeschlagen worden und haben sich im Hochlande festgesetzt, nachdem sie die Ocriner verdrängt hatten. Von diesem letzteren Stamme rühren — so meint De-Franceschi — die slovenischen Ortsnamen auf dem nördlichen Tschitschenboden her.

Freiherr Carl von Czörnig bezeichnet die Rumänen in den siebenbürgischen Karpathen als ein dacisch-römisch - gothisch - slavisch - bulgarisches Mengvolk und Professor Wilhelm Urbas ist der Ansicht, dass die Urheimat der Rumänen Istriens das aurelianische Dacien, das nachmalige Bulgarien, gewesen sei; er verweist auf die bedeutende Anzahl bulgarischer Sprachelemente, welche das Istro-Rumänische enthält. Diese Annahme des Professor Urbas findet bezüglich der Bewohner des nördlichen Tschitschenbodens ihre Unterstützung in einer Mittheilung, die mir der Lehrer in Vodice gemacht hat. Er sagte mir nämlich, dass nicht in allen Tschitschendörfern die Bewohner ausserhalb der Schule slovenisch sprechen, sondern dass sich in der politischen Gemeinde von Castelnovo einige Dörfer befinden, deren Insassen eine fremde Mundart gebrauchen und dass der Bürgermeister eine bulgarische Grammatik zu Hilfe nehmen muss, um sich mit diesen Leuten zu verständigen.

Nach Miklosich stammen die Rumänen Istriens aus der Urheimat der Rumänen im Süden der Donau. Sie sind in serbisches Gebiet und von da gegen Norden in kroatische Gegenden eingedrungen, immer als Wanderhirten in kleinen Gruppen und daher unbemerkt. Er vermuthet, dass sie diese Wanderung schon vor 1400 angetreten haben. In dem Werke „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“ dagegen be-

gegen wir der Annahme, dass der Hauptstamm der Tschitschen in Macedonien wohnte und dass unsere Tschitschen von dort, gemischt mit kroatischen Elementen beim Vordringen der Türken über Veglia in die Gegend des Karst geflohen seien.

Dr. Petrus Tomasin spricht in seinem 1890 erschienenen Werke „Die Volksstämme im Gebiete von



Tschitschen.

Triest und Istrien“ wieder die Vermuthung aus, dass „viele, wenn nicht alle Tschitschen, aus dem kelto-ligurischen Volksstamme und — nun kroatisirte — Rumänen seien, und dass sie in früheren Zeiten viel weiter ausgebreitet waren, als dies heute der Fall ist“. Er beruft sich dabei auf Dr. A. Biedermann, der in seiner 1882 über die Romanen erschienenen Schrift sagt: „Die mir

bekannt gewordenen Behelfe gestatten eben die aufgeworfene Frage, dass die Tschitschen aus Dalmatien nach Istrien übersiedelten, zu bejahen; jedoch nur insoferne, als es sich da um die Verstärkung und Wiedererweckung altansässiger Romanen handelt, für deren Kern ich abermals Kelto-Ligurier zu halten geneigt bin.“

Der jüngst verstorbene Grazer Universitätsprofessor H. J. Bidermann will die Tschitschen nicht mit den Istrianer Rumänen verwechselt wissen, und verlegt die frühere Heimat der Ersteren nach Niederbosnien, wo sie Zygen oder Martholosen heissen. Dahin seien sie von Semendria und Belgrad gekommen und wegen der argen Bedrückung seien sie von dort wieder fortgezogen. Ihr Weg ging von Bulgarien nach dem heutigen Serbien, von hier nach Bosnien, dann nach Altkroatien, von wo sie auf den Karst kamen.

Ich glaube an dieser Stelle noch anführen zu sollen, was Spiridion Gopčević in seinem Werke über Macedonien und Altserbien über die dort wohnenden Zinzaren mittheilt. Diese stammen von den Legionen ab, die Kaiser Aurelian zur Zeit, als die Barbaren in Rumänien eindrangen, nach Zerstörung der Trajansbrücke zurückzog und in Altserbien und Macedonien ansiedelte. Abgeschieden von ihren Brüdern in Dacien, veränderten die Zinzaren ihre Sprache unter dem Einflusse der griechischen und serbischen Nachbarschaft dergestalt, dass die Rumänen in Bukarest sie heute nur mit Mühe verstehen. In Bitolj und elf anderen Ortschaften bestehen dermalen im Ganzen 13 zinzarische Schulen mit 1300 Kindern. In Prizren findet Gopčević Zinzaren, die auch Gogen genannt werden, und das einzige ihm bekannte Beispiel einer fremden Nation bieten, die sich serbisirt hat. Sie sprechen nicht nur serbisch, sondern haben auch alle serbischen Gewohnheiten und Gebräuche an-

genommen. Wir finden also hier eine auffallende Uebereinstimmung zwischen den vielleicht stammverwandten Tschitschen und Zinzaren in der leichten Aneignung fremder Sprache und Sitten. Mit Rücksicht auf die Thatsache, dass die Mehrzahl der Tschitschen altserbische Familiennamen führt, soll aber nicht verschwiegen werden, dass Gopčević anderseits auch über die Eigenschaft der Serben, sich leicht zu entnationalisiren, klagt, und anführt, dass die Ostserben, welche mit Vorliebe rumänische Weiber heiraten, rumänisirt werden, und dass er in Macedonien bulgarisirte Serben fand.

Als bei den Tschitschen häufig vorkommende Familiennamen führt Dr. Petrus Tomasin an: Castelic, Cosik, Dobrila, Družina, Godina, Hrvatin, Ilič, Ivancic, Olenič, Ribarić, Skerianc, Stancić, Stiranc, Šuber, Zadnik, — ferner Butina, Cadusa, Maglizza, Plinsko, Poropat, Rotar, Rupena. Die letzteren sieben erkennt er als echt rumänische Namen. In der Valdarsa begegnet man häufig den Namen Lizzul, Musul, Burul, in Jelovic heissen die meisten Familien Čendak, in Žejane Stambotits, in Klein-Mune Michočič und in Gross-Mune Pelosa. Dabei sei bemerkt, dass die Stambolits und Michočić trotz ihrer slavischen Namen heute noch rumänisch sprechen.

Unter den vorher angeführten Umständen wird man wohl in ethnographischer Beziehung mit den Tschitschen niemals ins Klare kommen. Sind diese Leute, die heute slovenisch und morgen kroatisch sprechen, Rumänen, weil sie vor zweihundert Jahren rumänisch sprachen? Können sie nicht, da sie altserbische Familiennamen tragen, als rumänisirte Serben ins Land gekommen sein? Oder sind sie vielleicht doch ursprünglich Rumänen gewesen, die nicht nur Sprache und Sitten, sondern sogar die Namen von den Serben sich angeeignet haben?

Ungeachtet aller Wanderungen und Wandlungen scheinen sich im Charakter dieses Volkes doch einige ursprüngliche Züge unverwischt erhalten zu haben. In Kanders „Istria“ werden die Tschitschen als ein Volk geschildert, das den slovenischen Nachbarn durch seine natürlichen Anlagen und durch leichte Auffassung überlegen ist. Sie sind gehorsam und unterwürfig gegen ihre Beamten und gegen Standespersonen. Beweglich und kräftig, sind sie flinke Fussgeher und Freunde des Hirtenlebens und genügsam wie die Beduinen. Urbas schildert den Tschitschen als treu und verlässlich und als einen Mann, der sein gegebenes Wort selbst dem Feinde nicht bricht. In moralischer Beziehung soll der Tschitsche etwas laxer Grundsätze haben. Der Pfarrer in Vodice klagt darüber, dass die Zahl der wilden Ehen gross sei und dass diese nur in wenigen Fällen durch eine spätere Trauung legitimirt werden. D. Petrus Tomasin dagegen bezeichnet die Weiber als Muster von Sittenreinheit.

Einmal haben die Tschitschen in Oesterreich sogar eine politische Rolle gespielt. Es war in der Zeit zwischen 1814 und 1842, als in Istrien jegliche Gemeindeautonomie abgeschafft war, da machte die Behörde eines Tages die Entdeckung, dass in aller Stille der ganze Tschitschenboden sich unter eine eigene Regierung gestellt hatte. Es bestand ein oberster Rath aus zwölf Mitgliedern, der über die Erhaltung der Wälder wachte, die Erzeugung der Holzkohle regelte und das Recht besass, Strafen bis zu zwölf Stockstreichen zu ertheilen. Da des Lesens und des Schreibens Niemand kundig war, so gestalteten sich die Verwaltungsgeschäfte sehr einfach: die Erlässe wurden mit Kreide auf die Hausthüren gezeichnet, und die Wahlstimmen schnitt man jedem Candidaten auf sein Kerbholz. Die Tschitschen

hatten sich also in aller Stille eine Art Verfassung gegeben; der Schrecken unter den vormärzlichen Bureaukraten mag nicht klein gewesen sein. Die autonome Verwaltung der Tschitschen war aber eine so musterhafte, dass der damalige Statthalter von Triest, Graf Franz Stadion, sie ihnen erhalten wissen wollte. Natürlich wurde nichts daraus, was schade ist, — hätten wir doch vielleicht jetzt eine staatsrechtliche Frage mehr in Oesterreich.

Arme Tschitschen! Alles was einem Volke theuer ist, Geschichte und Tradition, Heimat und Muttersprache haben sie verloren! Nichts nennen sie ihr Eigen, als einen Spottnamen: „Cici“. Warum sie so heissen? Auch das weiss Niemand anzugeben.

Ohne Zweifel sind auch ihre Gebräuche von anderen Nationen entlehnt. Trotzdem will ich niederschreiben, was ich darüber erfahren habe; vielleicht zieht der Forscher doch einen Nutzen daraus. Ueber die Hochzeitsgebräuche der Tschitschen hat man mir in Vodice Folgendes mitgetheilt: Das Hochzeitsfest findet in der Regel im Hause des Bräutigams statt und dauert wie bei den Slaven drei Tage. Aber während bei diesen die ununterbrochene Anwesenheit der Gäste eine Bedingung ist, können sie bei einer Tschitschenhochzeit inzwischen schlafen gehen und neugestärkt wieder kommen. Die Braut wird wie bei den Slaven mit grosser Feierlichkeit eingeholt. Bei der Verlobung knien Braut und Bräutigam auf einem Tuche und der Vater der Braut hält an die Beiden eine Ansprache, sie an ihre künftigen Pflichten gemahnend. Bei der Trauung kniet der Bräutigam, wie es in einigen Gegenden Italiens Sitte ist, auf dem ausgebreiteten Kleide der Braut. Beim Hochzeitsfeste gibt jeder Tänzer der Braut ein Geschenk. — Nebenbei sei bemerkt, dass

die Tschitschen den Kolo tanzen und dass beim Kirchweihfest das Mädchen den Tanz zu zahlen hat. — Ein eigenthümlicher Hochzeitsbrauch besteht in Mune. Nach dem Hochzeitsmahl schicken sich Braut und Bräutigam an, mit Holzstücken einen Topf zu zerschlagen und die Hochzeitsgäste verhindern es immer wieder, indem sie ihnen zutrinken. Auch der Eintritt in das Brautgemach ist in diesem Orte durch besondere Vorschriften geregelt. So darf der Brautkranz nicht mit den Fingern vom Kopfe genommen werden, sondern mit zwei Gabeln. Dann wird das Haar aufgeflochten; den einen Zopf löst die Braut auf, den andern der Bräutigam.

Beim Taufschmause wird für den Täufling unter den Gästen Geld gesammelt; beim Leichenmahle werden Reden gehalten und Gebete gesprochen.

Die Gebräuche zur Weihnachtszeit stammen aus dem slavischen Heidenthum. Durch drei Tage und Nächte wird das Feuer auf dem Herde durch einen Eichenblock unterhalten, den man nachschiebt, wenn ein Theil verkohlt ist. Von Allem was an den Festtagen im Hause genossen wird, erhält der Block, den sie božićnjak oder budnjak nennen, seinen Antheil. Sobald Einer etwas genießt, mahnt ein Anderer „day mu, day (gib ihm, gib)“ und man schüttet vom Weine auf den glimmenden Strunk und legt von jeder Speise einen Antheil darauf. Die Johannisfeier ist bei den Tschitschen in Gebrauch. Mit brennenden Strohbündeln laufen die Kinder singend durch das Dorf.

Bei grosser Dürre wird in Vodice, Danne und in anderen Tschitschendorfern ein Knabe nackt ausgezogen, mit grünen Zweigen bekleidet und von Haus zu Haus geschickt. Vor jeder Thüre wird er mit Wasser begossen. Das bringt Regen. — Aus der Volksmedizin habe ich nur ein einziges Recept erlangen können:

Kopfweh vertreibt man — vorausgesetzt, dass es angezaubert ist — indem man in ein Glas Wasser brennende Kohle wirft, davon trinkt, sich auch mit dem Wasser wäscht und etwas davon über die Achsel schüttet.

Schliesslich mögen hier noch einige Sprichwörter der Tschitschen ihren Platz finden, die Professor Urbas gesammelt hat. „Es ist nicht alle Tage Weihnacht. — Was die Krähe ausheckt, kann kein Falke werden. — Es kann nicht der Wolf satt und die Heerde vollzählig sein. — Die Federn machen den Falken fliegen, nicht das Fleisch. — Die Mutter des Helden muss die erste weinen.“ —

Kahl und unwirthlich, den wilden Borastürmen ausgesetzt, ist ein grosser Theil des von den Tschitschen bewohnten Landes, das seit mehreren Jahrhunderten seiner schützenden Waldhülle beraubt ist. Schon Friedrich III. sah sich wegen der fortschreitenden Waldvernichtung im Jahre 1490 veranlasst, das Weiden der Thiere in den Wäldern des Triester Gebietes zu verbieten. Massregeln in grösserem Style zur Wiederbewaldung des Karstes hat die österreichische Regierung in den letzten Decennien ergriffen und der Erfolg derselben ist ermunternd genug, das begonnene Werk mit allem Eifer fortzusetzen. Im Gebiete der Stadt Triest ist in der Zeit von 1882 bis 1891 eine Fläche von 380 Hektar mit 3 Millionen Setzlingen von Schwarzföhren, Aleppokiefern, Lärchen, Tannen und Laubhölzern bepflanzt worden. Die Kosten dieser Aufforstung betrugen 34.000 fl. Eine in Triest im Jahre 1890 stattgefundene Versammlung von Forstmännern (worunter auch mehrere aus Deutschland und der Schweiz) hat das Problem der Karstaufforstung als gelöst erklärt und die Anpflanzungen mit Schwarzföhren als ganz gelungen erkannt.

Den Segen dieser Karstaufforstung werden aber erst kommende Generationen geniessen. Der gegenwärtigen legt sie nur Beschränkungen auf. So ist das Halten von Ziegen, weil diese die jungen Waldpflanzen abfressen, im ganzen Lande verboten, und nur ausnahmsweise wird einem Tschitschendorfe, wenn es nicht eine einzige Kuh besitzt, das Halten einer Ziege erlaubt, um Kranke und Kinder mit Milch zu versehen.

Ihren Erwerb suchen die Tschitschen in der Kohlenbrennerei und im Essighandel. Die Männer aus den nördlichen Dörfern verbringen den Sommer in den Wäldern des krainischen Schneeberges, wo ihre Kohlenmeiler stehen und im Winter wandern sie allwöchentlich mit den auf einem Saumthiere verladene „Carbune“ nach Triest hinab. Die Leute aus Mune durchziehen als Essighändler ganz Süddeutschland. Wer hat die fremdartigen Gestalten nicht schon einmal gesehen mit ihrem sonderbaren, von einem elenden Klepper gezogenen Fuhrwerk, wer hat ihren melancholisch klingenden Ruf nicht schon vernommen: „Essi kaaf!“

Der vornehmste Beruf in den Augen der Tschitschen ist aber der des Hirten. Wer sich ein kleines Capital erworben hat, kauft sich Schafe und zieht damit hinaus auf die Haide, wo er ein freies, sorgen- und müheloses Leben führt, die Nächte in Höhlen oder, wenn es sein muss, im Freien verbringt und zu Beginn des Winters mit seiner Heerde hinabwandert in die wärmeren Thäler des unteren Istrien.

Das Tschitschenhaus besteht in der Regel aus zwei Hauptbestandtheilen: der Küche und dem Schafstalle. Eine Stube ist zumeist nicht vorhanden; die Schlafstellen befinden sich auf dem Dachboden. Dass wir nicht vor die Nothwendigkeit gestellt wurden, für die Nacht eine solche landesübliche Unterkunft aufzu-

suchen, erfüllt mich heute noch mit Dankbarkeit gegen mein Geschick. Unser Gasthof enthielt nämlich sogar ein Passagierzimmer und darin stand ein Doppelbett. Während wir Drei daran gingen, die weichen Bestandtheile dieser Schlafstelle durch drei zu dividiren, brachte uns die Wirthin die erfreuliche Meldung, dass für den Dritten in der Gaststube des Oberstockes aufgebettet sei. Dieser Dritte war ich. In dem seit einem Jahre nicht gelüfteten „Extrazimmer“ fand ich neben der mit Fliegenspuren gesprenkelten Wand ein Sopha. Zwei Tischtücher waren darüber gebreitet, deren Weinflecken und Hammeltalgkrusten mir von manchem fröhlichen Hochzeitsfeste erzählten, und obenauf lag eine Wolldecke von dunkler Farbe und Vergangenheit. Das war mein Bett.

Am nächsten Morgen war unser Mediciner, dem die Expedition in naturwissenschaftlicher Beziehung bisher wenig Ausbeute geboten hatte, sehr vergnügt. Er verkündete uns, dass er eine besondere Species des *Pulex irritans* entdeckt und an zahlreichen Exemplaren eine ungemein stichhältige Bestätigung der Darwin'schen Theorie von der natürlichen Auswahl gefunden habe. Auf der wetterharten, krustigen Tschitschenhaut — so docirte der Mediciner — mussten alle schwächeren, nicht mit ausreichender Beisskraft versehenen Exemplare des *Pulex irritans* zugrunde gehen, verschmachten, verhungern, und nur die mit den fürchterlichsten Beisswerkzeugen ausgestatteten Individuen konnten den Kampf ums Dasein bestehen und sich fortpflanzen. Auf diese Weise hat sich eine neue Species des *P. irritans* entwickelt, der *P. Ciccicus*. Die Erlebnisse der glücklich überstandenen Nacht veranlassten uns, der neuen Theorie unseres naturwissenschaftlichen Gefährten aus voller Ueberzeugung zuzustimmen.

Vodice liegt an der vortrefflich angelegten Fahrstrasse, die vom Krainer Schneeberg quer durch Istrien über das Hochland des Tschitschenbodens bis ans Meer führt. Bei Morgengrauen fuhren wir auf einem Wägelchen, das von einem Pferde und einem Maulthiere gezogen wurde, zum Dorfe hinaus, um auf dieser Strasse die Eisenbahnstation Pingvente zu erreichen. Den kahlen Abhang des Silevac entlang steigt die Strasse in das 609 Meter über dem Meere liegende Hochthal von Danne hinauf. Das im Thalgrunde liegende Dorf ist ähnlich gebaut wie Vodice. Kleine, weissgetünchte Häuschen sind eng zusammengekauert, ein Paar mächtige Eichen ragen über dieselben hervor und beschatten ein kleines Kirchlein, von dessen Thurme der dünne Ton einer Glocke den anbrechenden Tag verkündete. Junge, freundlich grüssende Tschitschinnen holten vom Dorfbrunnen Wasser und durch die offenen Küchenthüren sah man auf der Erde das Herdfeuer flackern. Ein kleiner Fleck Ackerlandes liegt in der Thalsole. Er ist in zahlreiche, vier bis fünf Meter breite Streifen abgetheilt, die mit Kraut, Kohl, Kartoffeln oder Rüben sorgfältig bebaut sind. Jeder dieser schmalen Streifen hat einen anderen Besitzer und nährt eine Familie.

In vielfachen Windungen steigt die Strasse zum Sattel empor, der in einer Höhe von 761 Meter zwischen den Kuppen der 1014 Meter hohen Sbevnica und der 936 Meter hohen Bela Griza liegt. Einige Zeit führt die Strasse durch Eichen- und Buchenwälder, dann erklimmt sie eine Terrainstufe, von welcher blauer Letten sich ins Thal schiebt und zur Zeit der Niederschläge der Wildbach niedertost. Während wir den Sattel überschreiten, können wir Mittel-Istrien nach zwei Richtungen überblicken. Im Nordosten sehen wir im Schatten der Berge Vodice ruhen und zu unseren

Füssen liegt Danne. Wie die weissen Möven im wogenden Meere, schienen die beiden Dörfer sich in den phantastisch geformten Terrainwellen des Karstlandes zu schaukeln und je nachdem unsere Strasse sich wandte, je nachdem wir den Gesichtskreis begrenzten, schien ihre Höhenlage sich zu verändern. Fürwahr, es gibt kein anschaulicheres Bild für die Karstlandschaft, als das sturmgepeitschte Meer, dessen Wogen plötzlich erstarrt und versteinert sind.

Gegen Süden öffnet sich unserem Blicke ein Längenthal; wir sehen die Ortschaften Terstenico und Raspo mit den Trümmern der alten Burg. Die Capitäne von Raspo waren auch Herren des Tschitschenlandes, bis im Jahre 1510 die Oesterreicher die Burg zerstörten und die Ortschaften Vodice und Jelovice mit der Herrschaft S. Servolo an Nikolaus Rauber übergaben.

Im Westen aber schweift das trunkene Auge über das gesegnete Küstengebiet der Adria, auf dessen Hügeln die Maulbeere gedeiht, die Edelkastanie und der feurige Wein, und in dessen altersgrauen, aus dem üppigen Grün hervorlugenden Städtchen noch die Sprache Dante's klingt.

Der Contrast, den dieses Landschaftsbild bietet, wiederholte sich zur Zeit unserer Fahrt auch in den meteorologischen Vorgängen. Das Sciroccowetter der letzten Tage war im Umschlagen begriffen; es bereitete sich ein Wettersturz vor, der den ersten Schnee brachte. Auf dem südlichen Theile des Firmamentes eilten einzelne langgestreckte weisse Wolken über den lichtblauen Himmel, während im Norden eine schwarze Wetterwand sich bedrohlich aufthürmte.

Im Angesichte dieses Naturschauspieles fuhren wir durch das Dörfchen Brest, dessen Campanile aus vier

verkrümmten Eichenpfählen besteht, und durcheilten dann den letzten Theil unseres Weges — die breite Terrasse, die sich von dem Haupte der Sbevnica gegen das Thal von Pingvente vorschiebt. Hier ist das Land stundenweit eine trostlose Wüste; Sturm und Wetter haben den Fels in groteske Formen zerrissen und verschliffen, kein Hälmchen spriesst zwischen den Steinen, nur selten lugt eine blaue Distelblüthe oder grauer Salbei aus geschütztem Verstecke hervor oder kriecht ein verkrüppelter Wachholderstrauch scheu über den Boden. Wehe dem Wanderer, den hier die Bora ereilt!

Eine scharfe Wendung der Strasse und zu unseren Füßen, 450 Meter unter unserem Standpunkte, liegt wie eine Landkarte ausgebreitet das Thal von Pingvente mit seinen zahlreichen Ortschaften und Gehöften, seinen Gärten und Feldern und den grünen Matten an den Ufern des Quieto, der sich durch die Porta di Ferro seinen Weg bricht zur blauen, sonnigen Adria.

Aquileja.



Mancher Wanderer, der aus Noricum oder Pannonien über die Alpen gegen Süden zog, mag von der letzten bei Monfalcone in die friaulische Ebene hinauslaufenden Karstwelle staunend auf die unabsehbare Menge von Häusern, Tempeln, Palästen, Villen und Gärten herniedergeblickt haben, welche jenseits der Isonzobrücke das Land bedeckte.

Er stand vor den Thoren von Aquileja, der zweiten Hauptstadt des römischen Reiches, dem wohlgerüsteten Bollwerke gegen die Karnier und Japyden, dem Handelsemporium der Donauländer, der Beherrscherin des adriatischen, des ägäischen und des mittelländischen Meeres. Kaufleute von Regensburg und Ofen tauschten hier ihre Waaren mit jenen aus Egypten und der Berberei, Purpur und zahlreiche Producte aquilejischen Gewerbefleißes gelangten auf Handelswegen in alle Theile des römischen Reiches. Die Handwerker von Aquileja bildeten eine mächtige Vereinigung, aus fünfundzwanzig Genossenschaften bestehend. Reichthum und Wohlleben herrschten in der blühenden Handelsstadt, die damals auch wegen ihrer gesunden Lage viele Ansiedler anzog. Es ist bekannt, dass aus diesem letzteren Grunde die Stadt u. A. auch der Lieblingssitz der Kaiserin Livia gewesen ist.

Und heute? Wo der Lärm der Grossstadt brauste, herrscht die Stille des Todes, wo Palast an Palast

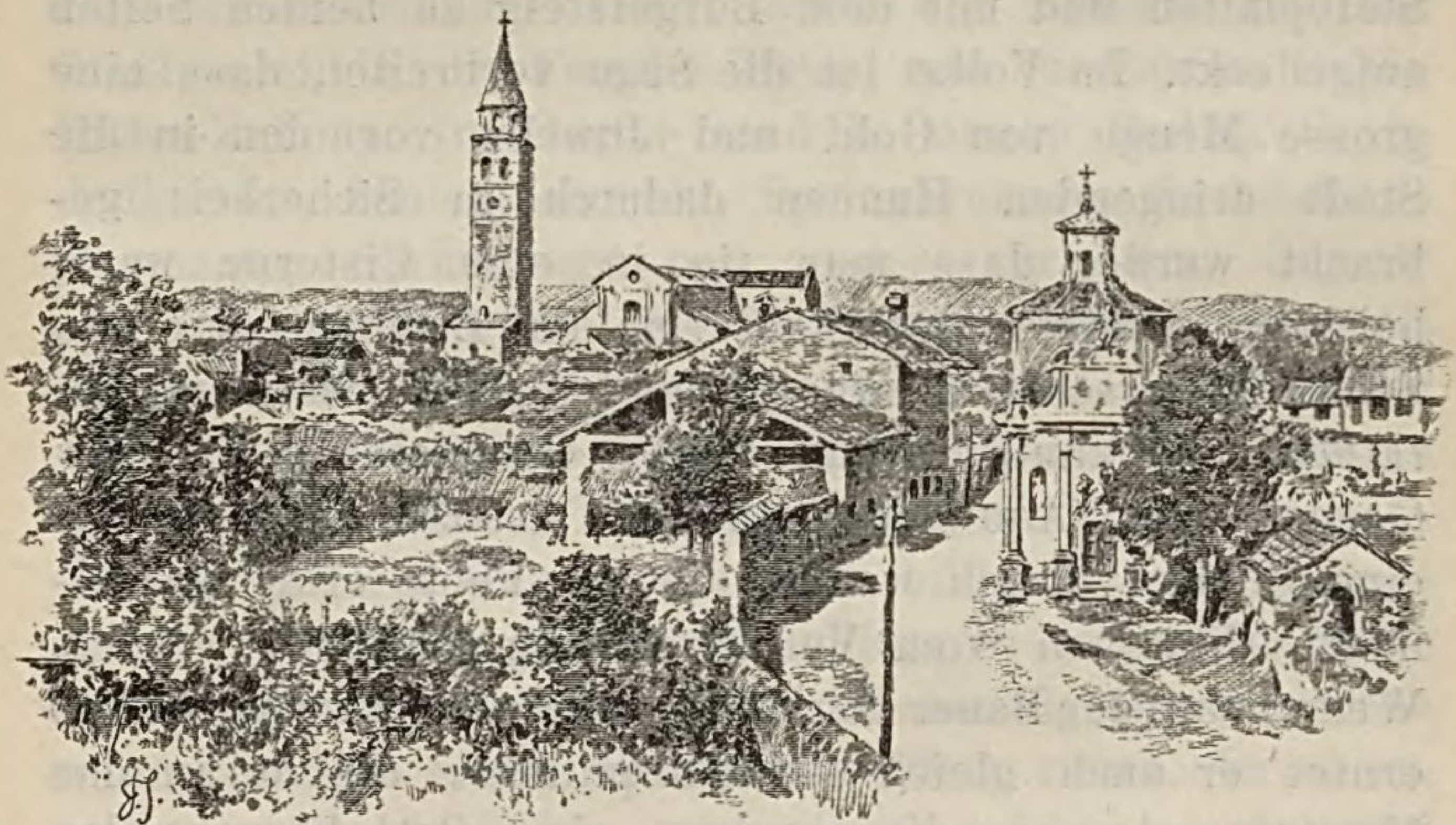
sich reihte, stehen einige ärmliche Hütten, an der Stätte üppigsten Lebensgenusses schleicht die Noth umher und ihre hässlichere Schwester: die Pellagra.

Aquileja ist zu einem Dorfe zusammengeschrumpft; der Weg dahin führt von der Station Ronchi der österreichischen Südbahn durch die fieberschwangere Isonzo-Niederung. An unserer Strasse grüsst uns hie und da ein Herrenhaus, und bei der Villa Petteani erfreut uns der Anblick eines wohlgepflegten, mit Statuen geschmückten Parkes. Da mögen einst die reichen Kaufherren und die zur Ruhe gesetzten Staatswürdenträger Roms ihre Gärten besessen haben. Denn wir befinden uns schon im Weichbilde der römischen Stadt. In der Ortschaft Monastero stehen römische Thongefässe auf den Gartenmauern und aus dem Felde ragt da und dort ein einsamer Säulenschaft empor. Dann halten wir vor dem Staatsmuseum, das die aquilejischen Funde birgt.

Das heutige Aquileja steht abseits von der Strasse und besteht aus zwei Dutzend Häusern, deren Bewohner gerade ausreichen, das alte Stadtgebiet mit Mais zu bepflanzen.

Die Sturmfluth der Hunnen, welche sich im Jahre 452 über das Land ergoss, hat die reiche, prächtige Stadt vernichtet. Schon wollte Attila, der sie vergeblich belagerte, weiterziehen, als er, wie die Sage erzählt, einen Storch bemerkte, der sein auf einem Stadtthurme erbautes Nest verliess. In dieser Erscheinung erblickte er ein böses Vorzeichen für die Stadt, er unternahm noch einen allgemeinen Sturm und überwältigte die Besatzung. Vierzigtausend Bewohner sollen den sengenden und mordenden Hunnen zum Opfer gefallen sein. Von da hatte die Stadt nur mehr eine untergeordnete Bedeutung durch die Macht der Patriarchen und verfiel

während der Zänkereien, in welche diese fortwährend verwickelt waren, vollständig. Schon vor der Hunneninvasion war Aquileja der Sitz eines Erzbischofs, und was die Hunnen an Kunstwerken und Bauten verschont hatten, das zerstörten alsbald die christlichen Bewohner, welche die römischen Götter und Cäsaren von ihren Postamenten stiessen und die Ruinen der Tempel und Paläste als Steinbrüche benützten, denselben nach



Aquileja.

Bedarf das Material für ihre Häuser und Kirchen entnehmend.

Wie ein Leichenstein erhebt sich die Basilica über dem riesigen Stadtgrabe, und gleich einer trauernen Cypresse legt der Campanile seinen langen Schatten darüber. Meilenweit im Umkreise stösst man, wo man in die Erde gräbt, auf die Reste der abgeschiedenen Grossstadt. An weit voneinander gelegenen Stellen hat man die Fundamente der Stadtmauer blossgelegt, deren

Umkreis uns jedoch nur die Ausdehnung der ursprünglich von der Legion gegen die unruhigen Istrier erbauten Grenzfestung vergegenwärtigt. Das Gebiet der Stadt mit ihren zahlreichen Villen war zu ihrer Blüthezeit viel grösser und reichte nördlich weit über Monastero hinaus. Da und dort deckt man Cisternen auf, ein Stück einer Wasserleitung hat man gefunden, und in der Richtung gegen Terzo ist ein Theil einer städtischen Strasse mit tief ausgefahrenen Geleisen in den Steinplatten und mit dem Bürgersteig zu beiden Seiten aufgedeckt. Im Volke ist die Sage verbreitet, dass eine grosse Menge von Gold und Juwelen vor den in die Stadt dringenden Hunnen dadurch in Sicherheit gebracht wurde, dass man sie in eine Cisterne warf; bei dem Brande der Stadt sei der Brunnen mit den Schätzen verschüttet worden und in Vergessenheit gerathen. Verkaufsverträge über Grundstücke in der Gegend von Aquileja enthalten deshalb fast immer eine Clausel, durch welche die im Felde etwa vorfindlichen Cisternen vom Verkaufe ausgeschlossen werden. Wenn heute der Bauer von Aquileja seinen Acker pflügt, so erntet er auch gleich — Antiquitäten, die er an das Museum oder an die wenigen den Ort besuchenden Fremden verkauft. Die Felder sind mit Thonscherben, mit Splittern opalisirten Glases und verschiedenfarbigen Mosaikstiften förmlich besät.

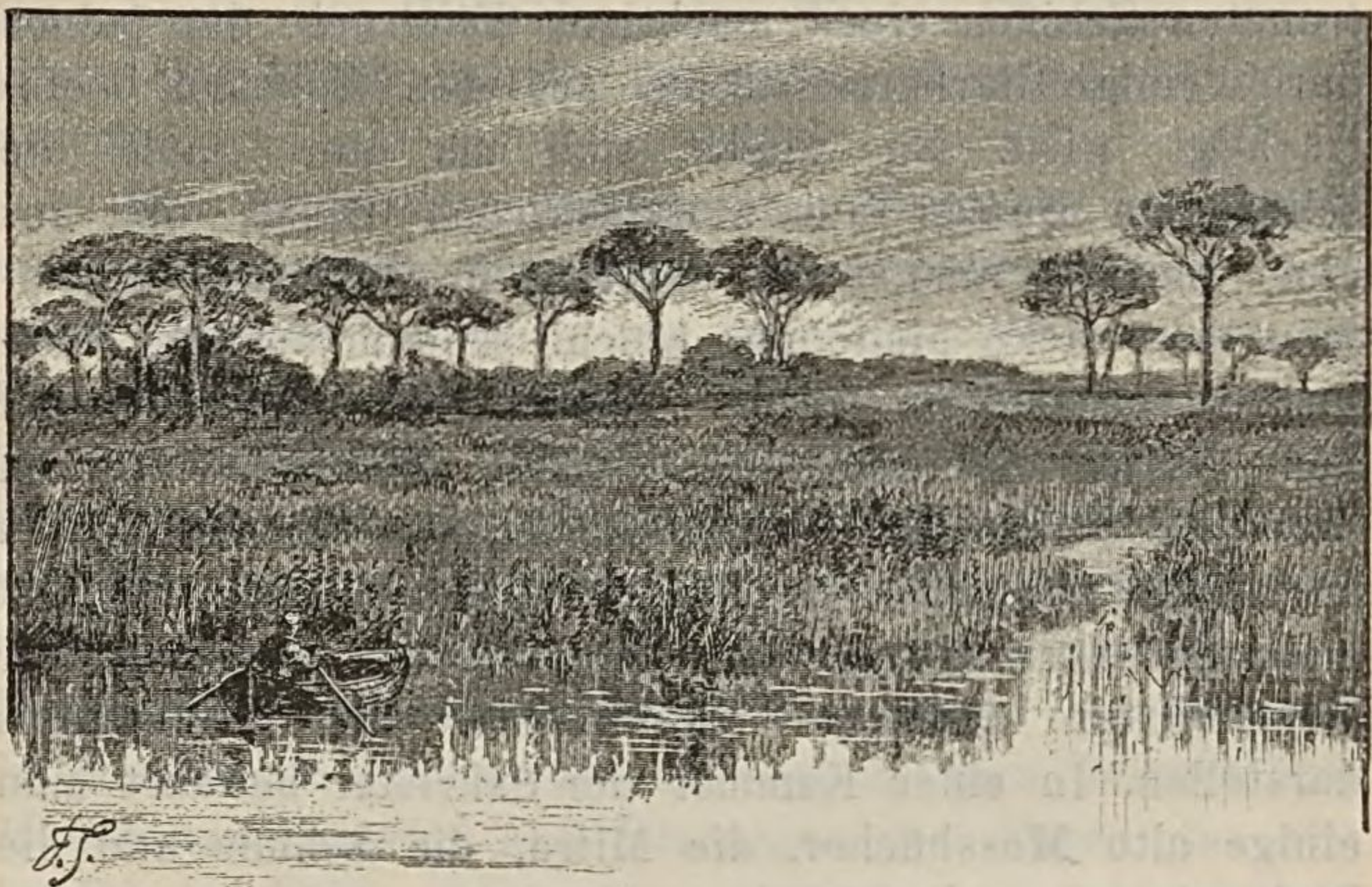
Den massenhaften Verschleppungen von Alterthümern wurde erst im Jahre 1882 durch Errichtung eines Staatsmuseums, welches unter der vortrefflichen Leitung des Conservators Prof. Heinrich Maionica steht, Einhalt gethan. Allerdings hatte schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts Giandomenico Bertoli eine Privatsammlung in Aquileja angelegt, und auch andere Personen befassten sich zeitweilig mit der Sammlung von

Alterthümern, aber diese Sammlungen gingen wieder verloren. Das, was durch das Staatsmuseum gerettet und vereinigt wurde, ist noch immer werthvoll genug, um nicht nur den Fachmann, sondern auch den kunst-sinnigen Laien zu fesseln. Es gibt in Oesterreich keine Fundstätte römischer Alterthümer, welche jener von Aquileja an Ergiebigkeit gleichkäme. Beinahe zweitausend Inschriften sind bereits publicirt. Besonders zahlreich sind die Funde an Bernstein und Glasgegenständen. Das Staatsmuseum enthält auch die Sammlungen der Stadtgemeinde, der Familie Ritter und des Barons Eugen Ritter-Zahony. Im Garten sind in langen Reihen Grabdenkmäler, Säulentrommeln, Springbrunnen, Architekturfragmente, Sarkophage und andere grössere Objecte aus Stein aufgestellt. Das einstöckige Gebäude enthält nebst einer Vorhalle sechs grosse Säle. Gleich im ersten Saale fällt die grosse Marmorstatue des Kaisers Tiberius auf, deren Toga ungemein effectvollen Faltenwurf zeigt. Ein Gegenstück dazu bildet die überlebens-grosse Statue des Kaisers Claudius. In demselben Saale finden sich Bruchstücke einer Kolossalgruppe, welche wahrscheinlich einen öffentlichen Platz zierte. In einem anderen Saale finden wir einen schön gearbeiteten Venustorso in derselben Stellung, welche Kleomenes seinem unter dem Namen der mediceischen Venus bekannten Meisterwerke gegeben. Fast vollständig erhalten sind fünf grosse Steinmedaillons, welche an dem Orte, wo der Kaiserpalast gestanden haben soll, gefunden wurden. In weit herausragender Reliefarbeit stellen sie die Büsten des Merkur, des Vulcan, der Venus, des Jupiter und des Mars dar. Für das Studium der alten Bildhauertechnik sehr interessant ist der Torso einer stark bewegten männlichen Statue, die unvollendet blieb und noch mit der Punktirung versehen ist. Von einem

Reiterstandbild, welches dem C. Minicius Italus, einem hohen Beamten des Kaisers Vespasian, gesetzt worden, ist nichts vorhanden, als die Inschriftplatte des Sockels. Jede Aufgrabung des Bodens fördert neue Schätze zu Tage. Unter den jüngsten Funden ist die vollständig erhaltene Kolossalfigur eines Löwen zu erwähnen, der einst den Palast eines römischen Grossen geschmückt haben mag. Ungemein anschaulich vergegenwärtigt uns das Culturleben jener Zeit ein Grabstein, dessen Inschrift uns mit einem Touristen bekannt macht. Wir erfahren, dass der Afrikaner Restutus die weite Reise von Alexandrien nach Aquileja unternahm, um diese berühmte Stadt zu sehen; dass er hier eine gastfreundliche Aufnahme fand, aber erkrankte und starb, und dass er auf Kosten einer frommen Bestattungsgesellschaft beerdigt wurde und ein Grabmal erhielt.

Zahlreich sind die Darstellungen aus der Götterwelt, unter Anderen des phrygischen Gottes Atys (auf Grabmälern) und des keltischen Gottes Apollo Belenus, ferner die absonderlichen Bildwerke aus dem Priapencultus. Die Säle des ersten Stockwerkes enthalten reiche Sammlungen von Gegenständen aus Glas, zahlreiche Graburnen, Thränenfläschchen, Edelstein-Imitationen aus Glas, römische und christliche Lampen aus Thon, Schmuckgegenstände aus Gold und Silber und besonders interessante Gegenstände aus Bernstein, welche fast ausschliesslich in Gräbern gefunden wurden. Die Bernsteinfunde bilden eine Specialität von Aquileja, welches den Hauptstapelplatz für diesen aus den Ländern der Ostsee kommenden Handelsartikel bildete. Längs der Gräberstrasse, der Colombara, sind diese Funde besonders zahlreich. Die schönsten Bernsteinfunde aus Aquileja befinden sich in der Sammlung des Grafen Toppo im Museum zu Udine.

• In den Reisehandbüchern wird noch immer auf einen ausserhalb des Ortes gelegenen Stall aufmerksam gemacht, dessen Mauerwerk ganz aus Bruchstücken römischer Sculpturen gebildet war. Seit mehreren Jahren existirt aber dieses Gebäude nicht mehr; es wurde niedergerissen und die Sculpturen kamen in das Museum.



Der Pinienwald bei Belvedere.

Von dem zwölfhundertjährigen Patriarchenstaate sind der Dom, der von Dohlen bewohnte Campanile und zwei hoffärtig in die Luft ragende Riesensäulen des einstigen Patriarchenpalastes die einzigen Reste. Der Dom, eine romanische Basilika von grossen Dimensionen, wurde zu Anfang dieses Jahrtausends erbaut. Das Bauwerk weist manche interessante Einzelheiten. An zahlreichen Sculpturen erkennt man den römisch-heidnischen Ursprung: ein elegantes korinthisches Capital, in welchem

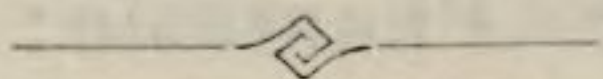
man oben eine Mulde ausmeisselte, findet als Weihwasserbecken Verwendung, in einer Seitencapelle, welche die Sarkophage mehrerer Patriarchen birgt, stehen auf dem Altar zwei aus Marmor gemeisselte Engel, die stark in dem Verdachte stehen, dass sie heidnischer Herkunft und erst später durch Ansetzen von blechernen Flügeln zum Christenthume bekehrt worden seien. Die Kirche macht mit ihren drei durch je elf Säulen getrennten Schiffen einen mächtigen Eindruck, der jedoch durch einige Barbarismen aus späteren Epochen beeinträchtigt wird. So windet sich um eine Säule die schmutzige Kanzel aus weisslackirtem Holze, und aus einer kleinen Wandnische leuchtet in Gold und Indigo-blau eine dicke Madonna, welche jede mährische Dorfkirche verunzieren würde. Merkwürdig sind vier auf den Pilastercapitälen der Vierung stehende und in die Gewölbsverschneidung eingefügte rothe Holzsäulen mit darauf stehenden grob geschnitzten Figuren. Es ist nicht zu unterscheiden, ob diese Figuren etwa die vier Evangelisten oder die Werkmeister des Dachstuhles darstellen. In einer Kammer der Sakristei bewahrt man einige alte Messbücher, die Mitra, die Schuhe und die Strümpfe eines Patriarchen. Letztere sind aus grober weisser Leinwand genäht.

Zwei säulengestützte Bogen verbinden die Basilika mit der sogenannten Chiesa dei Pagani (Heidenkirche), einem uralten Bau mit einem Baptisterium. Vielleicht stand das Bassin, in welchem die neuen Mitglieder der stillen Christengemeinde ihre Sünden abwuschen, einst mitten in dem lauten, üppigen Treiben der römischen Grossstadt. Heute dringt kein Laut durch die schmalen Bogenfenster in den verfallenen Raum.

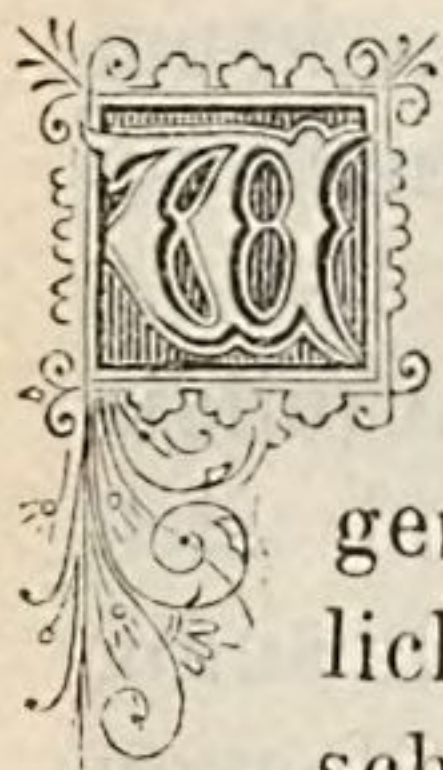
Ein Canal, der schon zur Römerzeit bestand, führt von dem einzigen Platze des Ortes an den selbstthätigen

Schleusen mehrerer Bewässerungsarme vorbei, durch die Lagune nach Grado, der einstigen Nebenbuhlerin Aquilejas. Durch diesen Canal mag der grösste Theil der Werksteine, aus welchen die Tempel und Paläste der römischen Stadt erbaut waren, später ihren Weg in die westlichen Lagunen genommen haben, zum Aufbaue von Caorle, Heraclea, Malamocco. Dort sind sie allmählich in den weichen Grund versunken, so dass man heute von Heraclea, der Wiege Venedigs, kaum noch eine Spur in den Sümpfen der Piavemündung antrifft.

Die Patriarchen hatten ihren Wohnsitz in Aquileja schon im achten Jahrhunderte aufgegeben und sich nach Cividale gezogen; so war die Stadt vollständig dem Verfall preisgegeben. Wenn heute die Glocken ihren volltönenden Ruf hinaussenden bis an die Ufer des Isonzo und an den Pinienwald von Belvedere, dann verklingt er fast ungehört. An den kahlen Wänden und den geborstenen Säulen des weiten, alten Gotteshauses knien nur einzelne Schatten. Wie einst, bewegen sich in dem engen Lichtkreise um den spärlich beleuchteten Hauptaltar Priester und Diaconen; sie singen das alte lateinische Lied. Aber melancholisch und träge wälzen sich die Töne durch den Raum. Es klingt wie ein Grablied.



Grado.



Wenn wir von Italien heimkehren, empfangen wir zwischen Monfalcone und Duino Abends den letzten Scheidegruss des Südens in einem bizarren Bilde, gemalt mit den leuchtendsten Farben des Sonnenlichts und den tiefsten Schatten der Nacht. Als ein schwarzer langer Streifen begrenzt das friaulische Tiefland den westlichen Horizont; in scharfer Zeichnung heben sich der Campanile von Aquileja, der Pinienhain von Belvedere und am äussersten Südende ein kleines Eiland vom rothglühenden Hintergrunde ab, der sich gegen den Zenith zu allmählich in Schwefelgelb, Fahlgelb, Violett und Grau abtönt; das finstere Gelände scheint sich in dem opalgrün und bleichblau schimmernden Meeresarme zu spiegeln, den die holde Adria uns entgegenstreckt. Da und dort gleitet still ein dunkles Segel über die kräuselnden Wellen und in dem Kirchlein am Gestade läutet der Küster das Ave.

Während wir uns dieser Abendstimmung hingeben, beflügelt sich unsere Phantasie: an der Stelle der Capelle am Strande hören wir den heiligen Eichenhain des Diomedes rauschen, am Timavo sehen wir die Argonauten ihre Boote ins Meer setzen, dort, wo der Campanile einsam trauert, reiht die üppige Weltstadt Aquileja Häuser an Häuser, Tempel an Tempel, Gärten an Gärten; wir sehen dann die Hunnengeissel und

später das Longobardenschwert durch das friaulische Tiefland fegen und schliesslich wird der träumerische Pinienhain zum Zeugen Jahrhunderte langen Gezänkes zwischen dem Patriarchen, der auf den Trümmern des römischen Aquileja sitzt und dem Patriarchen in Grado, auf dem Eilande am äussersten Südende unseres Bildes.

Der Erdwall, welcher Grado trägt, ist ein Werk des Isonzo, der, wie alle geschiebführenden Alpenströme der Adria, seinen Lauf und damit die Gestalt der Küste mehrfach verändert hat. Aus der römischen Zeit wissen wir, dass der Isonzo von seinem gegenwärtigen Zusammenflusse mit der Wippach bis hinauf nach Doberdo einen See gebildet hat. Bei Ronchi fand man im Jahre 1860 die Spuren einer römischen Brücke über den Fluss, der also zur Zeit ihrer Erbauung beim Eintritte in das Tiefland zuerst eine östliche Richtung eingeschlagen haben muss. Seine Arbeit in der Lagune von Grado fällt wahrscheinlich in die vorgeschichtliche Zeit. Durch weit ins Meer hinausgeschobene Dünen schuf er die Bedingungen für die spätere Anlage des römischen Hafens von Aquileja. Als er diese Arbeit vollendet hatte, brach er sich weiter östlich eine neue Bahn und in die Lagune von Grado mündet heute nur ein stiller, zum Theile von einem römischen Canal gefangener Küstenfluss. Aus dem römischen Kriegs- und Handels-hafen ist im Laufe der Jahrhunderte ein seichter Strand-see geworden, in welchem Pfähle die Richtung der Wasserstrassen angeben und zur Zeit der Ebbe Männer und Weiber über die Schlammبانke und Algenwiesen waten, um Taschenkrebse als Köder für den Sardinenfang zu sammeln. Stellenweise erheben sich kleine, mit grauem Tamariskengesträuche bewachsene Inseln und auf diesen aus Binsen geflochtene Fischerhütten.

Eine lange Düne scheidet die stillen Wässer der Lagune von der brandenden See, und auf dieser schmalen Scholle lag durch Jahrhunderte vereinsamt und vergessen die einstige Patriarchenstadt Grado. Sie ist zu einem kleinen Fischerstädtchen herabgesunken, das erst in den letzten Jahren zu einigem Ansehen gelangte, indem sein Strandbad mit jenem des Lido von Venedig zu rivalisiren begann.

Von der Südbahnstation Ronchi oder von der Villa Vicentina, dem im Schatten eines weitläufigen englischen Parkes verborgenen Besitzthume der letzten Franzosenkaiserin, bringt uns ein leichtes Gefährt an Aquileja vorbei zu dem Pinienwäldchen, das bei Belvedere seine breiten Kronen in der Lagune spiegelt. Ein Boot nimmt uns auf; das Knarren der Ruderstangen in den Holzgabeln und das Plätschern der Schaufeln sind das einzige Geräusch, welches den Zauber der Einsamkeit stört. Nach einstündiger Fahrt sind wir in Grado.

Wenn man Aquileja in archäologischer und historischer Beziehung das österreichische Rom nennen kann, so möchte man Grado mit Venedig vergleichen. Wie die Inseln des Rialto, so haben auch die Erderhebungen an der einstigen Mündung des Isonzo den Bewohnern der von den Hunnen und später von den Longobarden zerstörten oder bedrohten oberitalischen Städte als sichere Zufluchtsorte gedient. Hier wie dort mussten die Ansiedler ihre Wohnplätze dem Meere abringen und ihren Besitz immer wieder gegen das zerstörende Element vertheidigen. Auf zweitausend Millionen Lire schätzt man die Summe, welche die Venezianer im Laufe der Jahrhunderte aufgewendet haben, um ihre Lagune vor Versandung durch die einmündenden Bergströme zu bewahren und um die Dünen gegen die nagende Brandung des Meeres zu schützen. Wenn auch

in der Lagune von Grado so grossartige Bauten wie die Ablenkung der Flüsse Sile und Brenta und die Aufführung der Murazzi (Quadermauern) von Pelestrina bei Venedig nicht geschaffen worden sind, so haben doch auch die Gradesaner manchen harten Kampf gegen die unausgesetzten Veränderungen ihres Bodens zu kämpfen gehabt. Dafür hat auch sie die Lagune gegen feindliche Einfälle geschützt, und hat sie zu wetterharten Fischern und kühnen Seefahrern erzogen.

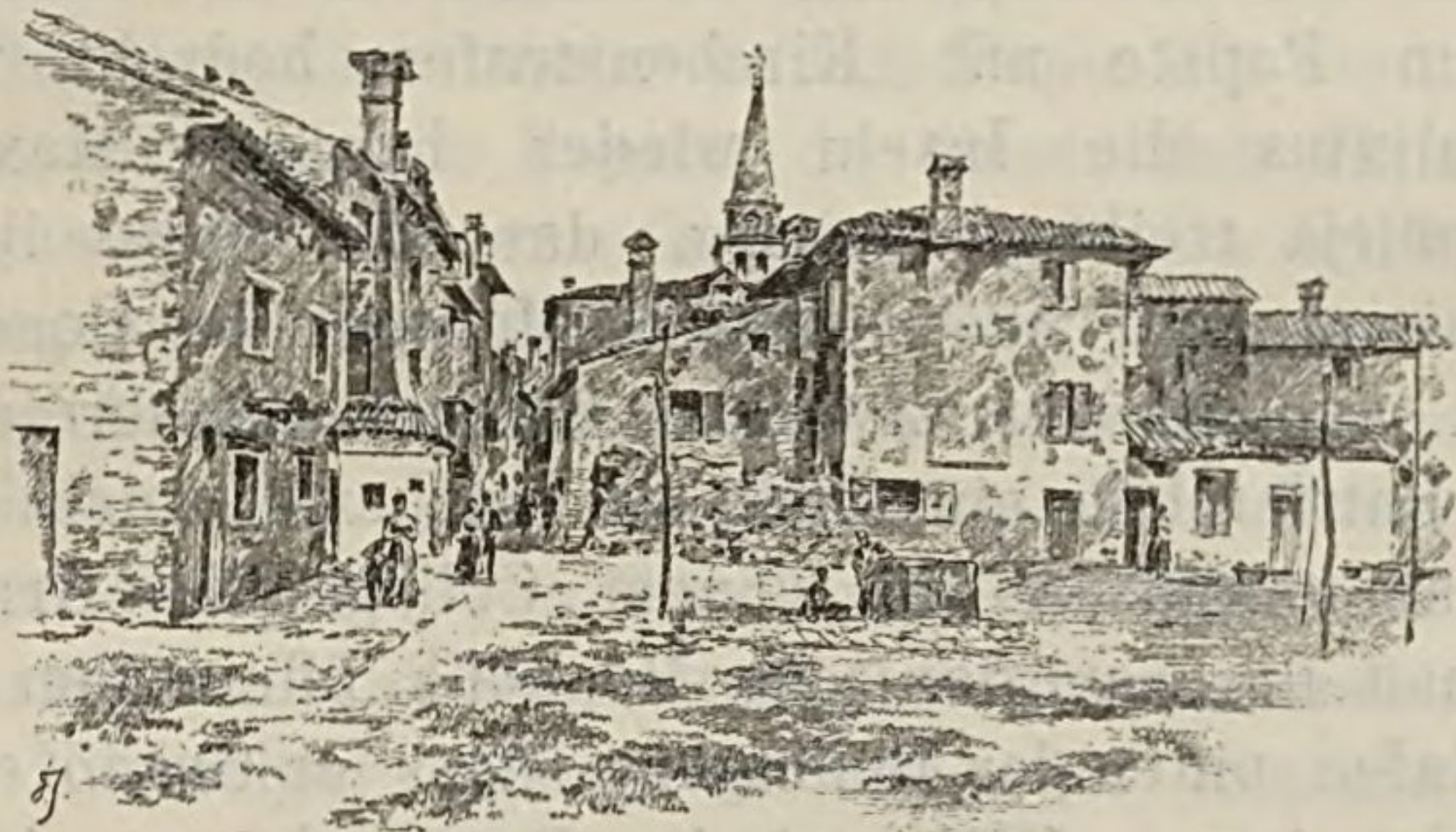
Einer Tradition zufolge soll Grado zur Zeit seines Glanzes 60.000 Einwohner und 25 Kirchen gezählt haben. Heute sind in der Stadt nur drei Kirchen vorhanden, wovon zwei im Gebrauche stehen. (Die dritte, heute als Magazin benützt, sollte man in ein Museum umwandeln.) Den grössten Theil der alten Stadt birgt heute, so lautet die Sage, das Meer in seinem Schosse, das ja auch Cissa, Heraclea und Theile der alten Dogenstadt Malamocco verschlungen hat. In der That bietet heute die kleine Insel gerade Raum genug für das Städtchen mit seinen dreitausend Einwohnern. Es ist eine Thatsache, dass der Boden in der Lagune von Grado im Sinken begriffen ist. So ist im vorigen Jahrhunderte die Kirche und das Kloster San Pietro d'Orio auf einer unweit Grado gelegenen Insel ins Meer versunken, und man fährt heute mit Booten über diese Bauten hinweg, die zuerst der Patriarch Elias von Grado auf den Fundamenten eines römischen Tempels aufführte und die wiederholt das Streitobject zwischen Aquileja und Grado gewesen. Später bauten sich die Benedictiner hier ein Kloster, das 1578 an die Franziscaner überging, bald aber derart in Verfall gerieth, dass im Jahre 1696, wie Cornelli in seinem Isolario meldet, nur ein kleines Hospiz bestand, dessen Priester durch Fischerei und Almosen das Leben fristete. Den von der Hoch-

fluth hinweggeschwemmten Kirchthurm liess die Triester Handelskammer im Jahre 1820 landeinwärts wieder in seiner alten Form aufbauen, weil er von altersher den Schiffen als Seezeichen diente.

In dem Berichte des Dogen Dandolo wird die Stadt Grado und ihr Patriarch zu einer Zeit (697) erwähnt, wo der Dogensitz von Seevenezien sich noch in Heraclea befand und der Grund zur Stadt Venedig, die erst im Anfang des neunten Jahrhunderts durch Verlegung des Dogensitzes auf die Insel Riva alta (Rialto) entstand, noch lange nicht gelegt war. Es ist daher wohl glaublich, dass Grado damals zu einer bedeutenden Grösse anwuchs. Später von Venedig überflügelt und 1451 auch des Patriarchensitzes verlustig geworden, versank es wieder in gänzliche Vergessenheit. Auch das Stadtarchiv ging verloren; es soll im Jahre 1808 durch die Engländer verbrannt worden sein. Wer sich für die Localgeschichte Grados interessirt, ist, abgesehen von der Chronik der geistlichen Zänkereien zwischen den Patriarchen dies- und jenseits der Lagune, auf die venezianischen Geschichtswerke angewiesen, die sich aber mit dem, was ausserhalb der Dogenstadt vorging, nur nebensächlich befassen. Mit der Uebersiedlung des Patriarchen nach Venedig versiegen auch diese Quellen vollständig.

Seine Entstehung verdankt das Patriarchat in Grado dem arianischen Streite. Die Longobarden begünstigten den arianischen Glauben und bedrängten jene Christen, die sich an das Dogma von Nicäa hielten. Diese zogen im Jahre 485 nach Grado herüber und achtzig Jahre später verlegte der nicäische Patriarch dauernd seinen Sitz auf die Insel, um sich den Einflüssen des arianischen Herzogs von Friaul zu entziehen. Sein Nachfolger, Probinus, erbaute im Jahre 569 die Hauptkirche

Santa Eufemia und mehrere andere Gotteshäuser. Der nächste Patriarch, Elias, erwirkte es, dass die Kirche von Grado zur Metropolitankirche von ganz Venezien und Istrien erhoben wurde. Das bezügliche Decret des Papstes Pelagius II. wurde einem Provincialconcil, zu welchem sich zwanzig Bischöfe in Grado einfanden, verkündet und von da an führten die Bischöfe von Grado den Patriarchentitel. Dagegen liess Gilulf, der arianische Herzog von Friaul, durch schismatische Bischöfe den Abt Johannes zum Patriarchen von Aqu-



Platz in Grado.

leja wählen, und von da bis zum Jahre 711 sassen Arianer auf diesem geistlichen Throne.

Aber auch in Grado fanden die Rechtgläubigen vor den arianischen Longobarden keine Ruhe. Im Jahre 650 überfällt der Herzog von Friaul die Stadt, plündert sie und schleppt die Kirchenschätze hinweg. Grado gehörte damals als Patriarchensitz schon zu den drei Hauptorten der Lagunen; die beiden anderen waren Heraclea, auf einer Düne an der Mündung der Piave zur Zeit des Attila gegründet und Sitz der venezianischen Tribunen, dann Rialto, das spätere Venedig, die reichste und am meisten bevölkerte Insel der Lagunen.

Als der arianische Streit beigelegt war und der Patriarch von Aquileja im Jahre 711 wieder das Pallium erhielt, begannen die Eifersüchteleien zwischen den beiden so nahe aneinander sitzenden Kirchenfürsten. Schon im Jahre 733 setzte sich Calixtus, Patriarch von Aquileja, gewaltsam in den Besitz des Klosters Santa Maria auf der Insel Barbana, dann der Kirchen auf Centenara und Massone, obgleich Papst Gregor II. bestimmt hatte, dass alle Inseln zum Patriarchate Grado gehören sollen.

Erst als er von den Venezianern mit Krieg und von dem Papste mit Kirchenstrafen bedroht wurde, gab Calixtus die Inseln wieder heraus. Maxentius von Aquileja treibt es so arg, dass der Papst ihn excommunicirt und 827 tritt in Mantua ein Concil zusammen nur zu dem Zwecke, um den Zänkereien der beiden Patriarchen ein Ende zu machen. Gleich darauf geräth aber Andrea mit seinem Collegen in Grado in Streit und die venezianische Republik öffnet ihm sogar einen Hafen unter der Bedingung, dass er Grado endlich in Frieden lasse. Während der Patriarch von Aquileja sich allmählich in den Besitz der friaulischen Landschaften zu setzen wusste, deren Bewohner ihm in seinen Kriegen gegen den Amtsbruder in Grado Gefolgschaft leisteten, gerieth umgekehrt der Patriarch von Grado mit der Zeit in vollständige Abhängigkeit von der ihn schützenden Republik. Venerio, der 845 in den Palast von Grado einzog, war der erste nationale Patriarch Venedigs. Wir finden in der Folge auf dem Patriarchenstuhle Angehörige der vornehmsten und mächtigsten Venezianer Familien, wie die Partecipazio, Contarini, Candiano, Orseolo, Gradenigo, Dandolo, Falier, Quirini, Giustiniani, Correr, Donà, Vendramino, Tiepolo, Cornaro, Barbarigo und Foscari.

Die Zänkereien zwischen den beiden in Kanonenschussweite neben einander wohnenden Oberpriestern dauerten aber fort. So muss im Jahre 944 die Republik einen Streit zwischen Lupo II. von Aquileja und dem Gradesaner Marino Contarini schlichten, zwanzig Jahre später tritt zur Beilegung der fortwährenden Zänkereien der Patriarchen wieder ein Concil zusammen, welches für einige Zeit Ruhe schafft. Im Anfang des elften Jahrhunderts aber überfällt Popo von Aquileja den Orso Orseolo, brennt Grado sammt seinen Kirchen S. Pietro d'Orio und andere Orte nieder und schleppt die Kirchenschätze fort. Die Venezianer nehmen dem Popo die Stadt wieder ab und fordern vom Papste, da dieser den Handstreich zu begünstigen schien, Genugthuung. Da stirbt Popo zu gelegener Zeit, alle Schuld nimmt er mit ins Grab, und ein Concil stellt den Frieden wieder her. Kurze Zeit darauf hat ein anderes Concil in Rom wieder zwischen Domenico von Grado und Getobaldo von Aquileja einen Streit zu schlichten und Marengo und mehrere seiner Nachfolger siedeln endlich, um dem streitbaren Collegen in Aquileja aus dem Wege zu gehen, nach Venedig über, wo sie auf der Fondamenta del Olio bei S. Silvestro einen Palast besassen.

In der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts erobert der streitbare Patriarch von Aquileja, Udalrich, Grado. Doge Vitale Michele zieht mit einer Flotte gegen ihn aus und bringt ihn mit 12 Domherren und 700 anderen Leuten gefangen nach Venedig. Udalrich muss einen schimpflichen Frieden schliessen und sich u. A. zur Entrichtung eines jährlichen Tributes von einem Stier und zwölf Schweinen verpflichten. Seither wurde in Venedig alljährlich bis in das sechzehnte Jahrhundert am Giovedì grasso (fetten Donnerstag) ein grosses Volksfest begangen, bei welchem Patrizier eine

aus Holz erbaute Festung, Grado darstellend, erstürmten, worauf der Stier und die zwölf Schweine, den Patriarchen und seine zwölf Domherren vertretend, öffentlich geschlachtet und vom Volke verzehrt wurden.

Glänzende Tage waren es für Grado, als der Patriarch Egidius im Jahre 1310 ein Provinzial-Concil zur Reform der Kirchendisziplin, der Sitten des Clerus und des Kirchendienstes hier abhielt, zu welchem die Bischöfe von Caorle, Cittanuova, Torcello, Chioggia, Castello, der Abt von Barbana, der Erzbischof von Zara, die Bischöfe von Veglia, Arbe und Equilio mit ihrem grossen Gefolge sich einfanden. Im Jahre 1451 übersiedelt der Patriarch für immer nach Venedig. Mit ihm verschwanden aus Grado auch die Domherren, die frommen Patrizier und Patrizierinnen und was sonst noch im Schatten des Patriarchenstuhles Geld ausgab. Die Stadt verödete, und heute erinnert an die alte Herrlichkeit nur noch die Basilika zur heiligen Eufemia. Die Gradesaner aber sind heute noch stolz auf ihre Vergangenheit und auf ihre einstige Zugehörigkeit zur venezianischen Republik. Manche Familie, deren Glieder in Venedig zu hohen Würden gelangten, wie die Gradenigo, Foscari, Marchesini, hat sich bis heute hier erhalten und lebt von dem bescheidenen Ertrage des Fischfangs.

Die Gradesaner obliegen vornehmlich dem Sardellenfange, dessen Ertrag auf der ganzen österreichischen Küste mit zwei Millionen Kilogramm im Werthe von einer halben Million Gulden beziffert wird. Drei Sardinienfabriken geben den Gradesaner Fischern regelmässige Beschäftigung und auch ihren weiblichen Familiengliedern einen kleinen Erwerb. In der Nähe der Isola Rotta wird in einem verwickelten System von Canälen auch die Aalfischerei betrieben.

Aus den entlegenen Niederlassungen kommen die Fischer an Sonntagen über Dämme und Dünen wandernd oder in Booten durch die Canäle sich windend nach der Stadt, wo sie in der Patriarchenkirche ihre Andacht verrichten. Diese Kirche stammt in ihrer Grundlage und ihren Haupttheilen aus dem sechsten Jahrhunderte. In der Apsis, welche Wandgemälde aus dem Mittelalter zeigt, befindet sich der Stuhl des Patriarchen, eine stark verstümmelte steinerne Bank mit bemerkenswerthen Sculpturdetails. Der interessanteste Theil der Kirche ist die steinerne Kanzel, welche romanische Motive enthält und mit den apokalyptischen Thieren der Evangelisten geschmückt ist. Der Baldachin gehört dem Mittelalter an und erinnert an Motive der Marcuskirche. Von hohem Alter und seltener Schönheit ist der — theilweise restaurirte — Mosaikboden. Das Baptisterium an der Westseite der Basilika, ein schmuckloser, sechsseitiger Centralbau, dürfte gleichzeitig mit der Kirche entstanden sein. In dem umfriedeten Raume zwischen beiden Gebäuden sind Bruchstücke antiker und altchristlicher Sculpturen aufbewahrt. Der Domschatz enthält mehrere werthvolle Gegenstände, darunter zwei tellergrosse Bronzeschalen mit emaillirten Ornamenten und Figuren im gothischen Style, zwei getriebene Silberschalen aus dem sechsten Jahrhunderte, ein silbernes Kreuz von byzantinischer Form, alte Messgewänder und Stickereien. Ein Werk venezianischer Goldschmiedekunst ist die mehr als einen Quadratmeter grosse, getriebene Goldplatte auf dem Hauptaltar, welche zwischen romanischem Ornament die Bildnisse der Apostel zeigt. Diese Pala stammt aus dem Jahre 1372 und wird, wie die Pala d'oro in der Marcuskirche zu Venedig, nur an hohen Festtagen enthüllt. Die kleine Kirche S. Maria delle Grazie ist ein zierliches byzantinisches Bauwerk mit ravennatischen

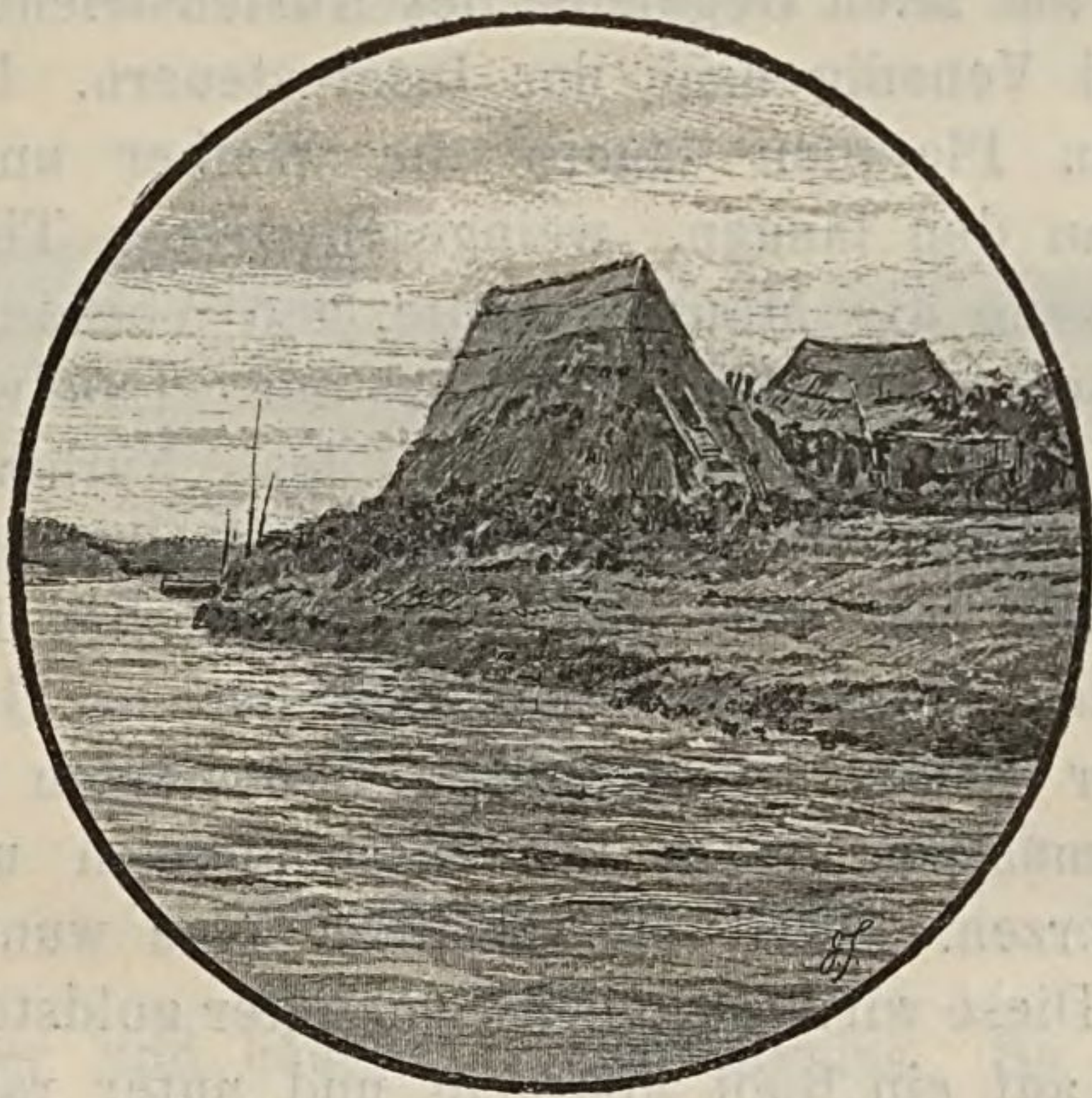
Kämpfercapitälen und einem alten Mosaikboden. Ein auffälliges Haus gegenüber der Domkirche wird als der Palast des Patriarchen bezeichnet.

Wie in Venedig stehen die Häuser eng beisammen, in schmalen winkeligen Gässchen. Eine verwitterte Ringmauer lässt sich an mehreren Stellen der Stadt erkennen. Sie umschliesst einen so kleinen Kreis, dass man, um Tentori's Schilderung von der Ausdehnung und dem Glanze Grados glaubwürdig zu finden, annehmen muss, Grado habe ähnlich wie Florenz mehrere Stadtmauern aus verschiedenen Zeitaltern besessen.

Die kleineren Inseln der Lagune zählen eine Bevölkerung von 1300 Menschen, welche in Hütten wohnen. Diese zeltförmigen Bauten bestehen aus einem Gerüste von Weiden- oder Tamariskenzweigen, über welches Schilfmatten gedeckt sind. So mögen die ersten Ansiedler überall in den Lagunen gewohnt haben. Auch die ältesten Häuser in Venedig haben, wie wir einem in der Bibliothek des Dogenpalastes aufbewahrten Bilde entnehmen können, ein ähnliches Aussehen gehabt. Am Canal grande sind daraus mit der Zeit jene prächtigen Paläste entstanden, welche die Bewunderung der Welt erregen, in der Lagune von Grado ist aber Alles geblieben, wie es vor tausend Jahren gewesen. Wie uns Caprin in seinem hübschen Buche über Grado mittheilt, stehen hier sogar noch die altitalischen Zahlenzeichen im Gebrauche.

Als eine Art Bollwerk oder vorgeschobener Posten hat in den Kriegen zwischen den beiden Patriarchen die Wallfahrtsinsel Barbana gedient, und den Amtsbrüdern auf dem Patriarchenstuble in Aquileja mag das hübsche Eiland manchen Aerger bereitet haben. Die Legende erzählt, im sechsten Jahrhundert habe der wilde Isonzo wieder einmal sein Delta verändert, und

mit verheerender Gewalt brausten die Fluthen über die Insel Barbana. Alle Gebäude wurden zerstört, alle Bewohner ertranken. Als die Wasser sich zu verlaufen begannen, sah man ein hölzernes Marienbild auf den Wellen treiben. An einem Baumstrunk blieb es hängen, und der Patriarch Elias erblickte darin einen Wink des Himmels und erbaute an dieser Stelle eine Kirche. Neben der Kirche erstand ein Kloster und das Marien-



Fischerhütte in der Lagune.

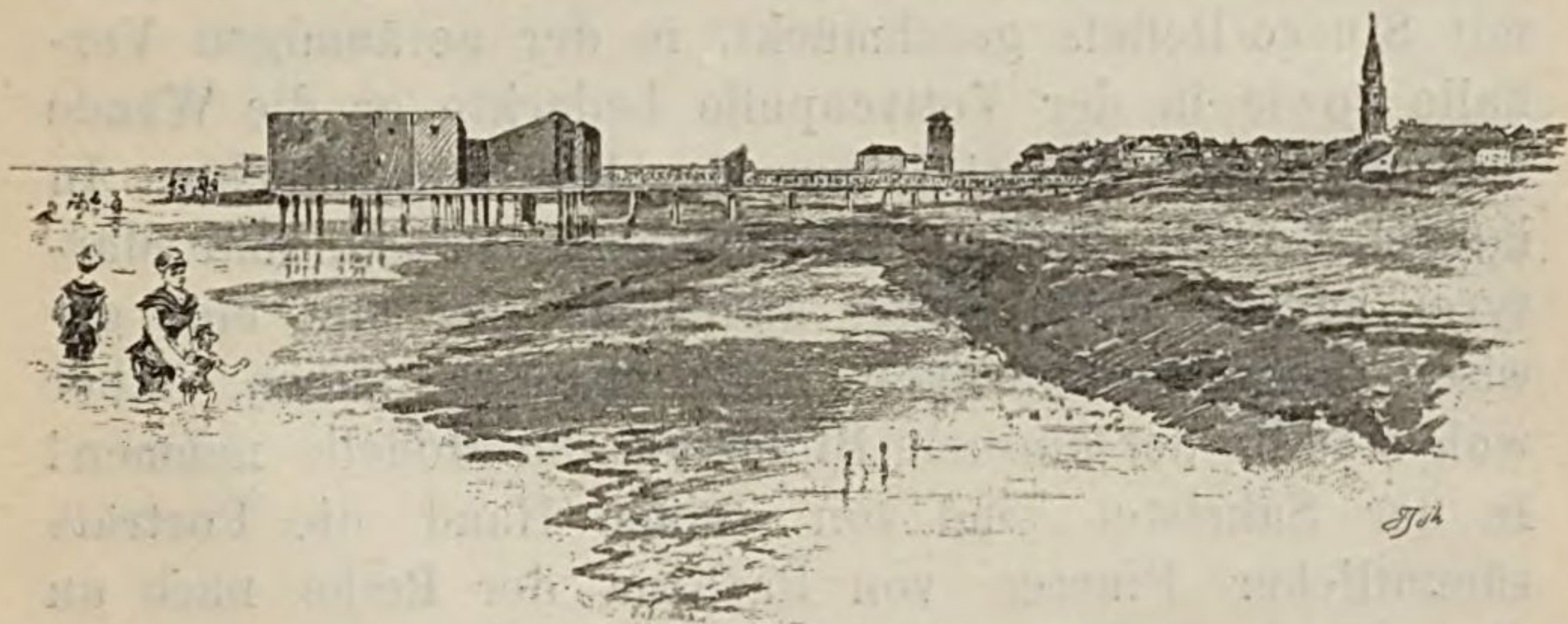
bild erfreute sich bald besonderer Wunderthätigkeit. Soweit die Sage. Den Calixtus von Aquileja wurmte der grosse Zulauf, den das Gnadenbild fand, und eines Tages im Jahre 733 setzte er sich durch einen Handstreich gewaltsam in den Besitz der Insel. Erst als ihn Venedig mit Krieg und Papst Gregor II. mit Kirchenstrafen bedrohte, gab er die Eroberung wieder heraus. Als die Patriarchen von Grado nach Venedig fortzogen

und der Streit mit den Aquilejensern ein Ende nahm, wurde es auf Barbana still und der letzte Mönch ist längst gestorben. Aber noch heute strömen an gewissen Tagen des Jahres, insbesondere am ersten Sonntag des Juli und am 15. August viele Tausende von Wallfahrern zur Santa Madonna di Barbana; die jährliche Frequenz des Gnadenortes wird auf 30.000 bis 40.000 Personen geschätzt.

Es gewährt einen eigenartigen Anblick, wenn an einem dieser Gnadentage Hunderte von Booten mit Gläubigen aus allen Gegenden des Küstenstrichs zwischen Triest und Venedig nach der Insel steuern. Unter den breitästigen Platanen lagern die Weiber und Kinder, während an den langen, weingeschwärzten Tischen der Klostertaverne die Männer Käufe und Verkäufe in den Erzeugnissen und Bedürfnissen der Landwirthschaft schliessen. Die keltischen Laute des „Furlaners“ vermengen sich hier mit dem wohlklingenden venezianischen Dialekte und mit dem slavischen Idiom des Istrianers. Volltönendes Glockengeläute verkündet in Grado den Beginn der Feier. Die Gradesaner besteigen ihre festlich geschmückten Boote mit Kirchenfahnen und brennenden Kerzen. Auch sie besitzen eine wunderthätige Madonna. Diese wird aus der Kirche unter goldstrotzendem Baldachin auf ein Boot gebracht und unter rauschender Musik und feierlichen Gesängen bewegt sich die schwimmende Prozession gegen Barbana. „Wenn der Zug sich Barbana nähert, wird das dortige Frauenbild zur Begrüssung der Kommenden bis an das Gestade entgegengetragen, wobei ungewöhnlich fromme Gemüther schon bemerkt haben wollen, dass es dem Schwesterbildniss in dem Augenblicke zunickt, in dem es auf den Boden der Insel gelangt.“*)

*) Diese Stelle entnehme ich wörtlich der Abhandlung „Volksleben in Görz und Gradiska“ von Franz Graf Coronini-

Im Klostergange und in der Gnadencapelle sind zahlreiche Votivbilder aufgehängt, welche beweisen, dass die Madonna von Barbana nicht unerhört angerufen wird. Sie hat jedesmal geholfen, wenn z. B. in Svegliano die Rinderpest ausgebrochen war. Auf einem naiven Bilde sieht man zwei Ochsen und einen Hirten dargestellt; alle drei blicken andächtig und dankbar zu der in den Wolken thronenden Madonna empor. Auf anderen Bildern, und diese sind sehr zahlreich, beschwichtigt die Madonna den Seesturm, dann befreit sie wieder von allerlei wirth-



Strandbad vom Grado.

schaftlicher und häuslicher Bedrängniss. So deutet ein umgestürztes leeres Fass, vor welchem ein Mann kniet, augenscheinlich auf die Intervention der in den Lüften sichtbaren Madonna während eines schlechten Weinjahres.

Aus alten Votivbildern, die den Gnadenort darstellen, ist zu ersehen, dass, so wie heute der Strand von Belvedere, einst auch die Insel Barbana mit Pinien bewachsen war. Heute findet man diesen Baum hier

Cronberg in dem Werke „Die österreichisch - ungarische Monarchie in Wort und Bild.“

nicht mehr. Der schöne Platanenhain, welcher die Insel beschattet, ist von dem vor einem Jahre aus dem Leben geschiedenen Curaten Leonardo Stagni selbst gepflanzt worden. Der würdige Greis, der ein Alter von 80 Jahren erreichte, hat in seiner Jugend grosse Reisen gemacht und sich einen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen erworben, ehe er die Pfründe auf der Insel antrat. Vierzig Jahre verbrachte er auf diesem einsamen Posten. Um sich die Langweile zu vertreiben, hatte er sich auf das Malen und das Modelliren verlegt. Das Gewölbe der Apsis wurde von seiner Hand mit Stucco-Reliefs geschmückt, in der geräumigen Vorhalle sowie in der Votivcapelle bedeckte er die Wände mit unzähligen Porträts aus der Kirchengeschichte. In langen Reihen blicken Kirchenväter, Päpste und Märtyrer herab, deren Bilder allerdings fast alle eine gewisse Familienähnlichkeit mit einander haben. Aber woher sollte der einsame Bildhauer die Modelle nehmen! In der Sakristei sind von seiner Hand die Porträts sämtlicher Pfarrer von Barbana der Reihe nach an die Wand gemalt; den Schluss macht sein eigenes Bildniss. Weniger glücklich wie als Maler und Bildhauer war Stagni als Architekt; zum mindesten ist es kein guter Einfall gewesen, dem Kirchthurme eine runde Kappe aufzusetzen.

Jahrhunderte sind verstrichen, seit der Patriarch von Grado das letztemal mit goldstrotzendem Boote an der Insel Barbana landete, das Kreuz als Zeichen seiner Würde vor sich aufpflanzend, während über die Wasserfläche Glockenharmonien herübergrüssten von Grado, von San Pietro d' Orio und von allen anderen Kirchen der Lagune. Eine neue Zeit ist über Grado aufgegangen. Am Hafen und am Strande stehen moderne Gasthöfe und in der heilkräftigen Brandung tummeln sich moderne

Menschenkinder gerade so wie am Lido von Venedig oder am Gestade von Trouville. Nichts erinnert mehr an den jahrhundertelangen Krieg zwischen zwei mächtigen Stellvertretern Gottes; nur wenn die Madonna von Grado jener von Barbana ihren Besuch macht, fühlt man sich in die Geistesdämmerung des Mittelalters zurückversetzt.

Arquà.

Der höchste Preis des Lebens ist die Unsterblichkeit. Aber sie ist ein relativer Begriff, begrenzt durch Zeit und Raum. Zwischen der Unsterblichkeit, welche die französische Akademie auf Lebensdauer verleiht, bis zu jener eines Ramses, zwischen der Localberühmtheit, die man in einem Strassennamen bis zum nächsten Gemeinderathsbeschlusse „verewigt“, bis zum Weltruhme eines Columbus, Christus oder Confucius, gibt es unzählige Stufen der Unsterblichkeit. Auch ihre Intensität hat verschiedene Grade: subjectiv je nach dem Masse, in welchem inneres und äusseres Wesen, Charakter und körperliche Erscheinung von der Erinnerung festgehalten sind — objectiv je nach der Lebhaftigkeit dieser Erinnerung.

Für den Unsterblichen führt die Pietät den Kampf ums Dasein weiter; sie sucht nach seinem Tode zu retten, was von seinem der Vergänglichkeit verfallenen Wesen zu retten ist: seine Werke, sein Bild, den Raum, in welchem er sich bewegte. Nicht immer gelingt diese Conservirung — auch die Unsterblichen haben ihre Schicksale. Der Eine hat uns Werke hinterlassen, hochgeehrt in allen Zeiten, aber wir kennen nicht einmal seinen Namen, der Andere besitzt ein Denkmal aus Erz und Stein, aber Niemand weiss um welcher Verdienste willen. Und dann finden wir den einbalsamirten Egyptianer und

den in Gyps gegossenen Pompejaner; trotz des Mangels jeglicher persönlichen Verdienste müssen wir auch diesen eine gewisse Art von Unsterblichkeit zuerkennen.

Einer der glücklichsten Unsterblichen ist Petrarca. Bei Lebzeiten als der grösste Gelehrte, Geschichtsforscher, Philosoph und Dichter geehrt, sieht er seinen Ruhm als Lyriker ein halbes Jahrtausend überdauern, sieht er seine Persönlichkeit in der lebendigen Erinnerung des italienischen Volkes, sieht er den Raum, in welchem er die letzten Tage seines Daseins verbrachte, treu bewahrt und geheiligt.

Es gibt keinen Italiener, der nicht Petrarca's „Rime“ gelesen oder gehört hätte, es gibt keinen, der das charakteristische Profil des Dichters nicht seiner Erinnerung eingeprägt hätte, keinen, der nicht Petrarca's Wohn- und Sterbehaus besuchte, wenn sein Weg ihm an den euganeeischen Hügeln vorbeiführt. Wenn Petrarca aus seinem Grab erstünde, er würde sein Italien nicht wieder erkennen — denn zu viel hat sich in der Welt und im Lande während eines halben Jahrtausends verändert, wohl aber würden die Italiener ihren Petrarca erkennen und verstehen.

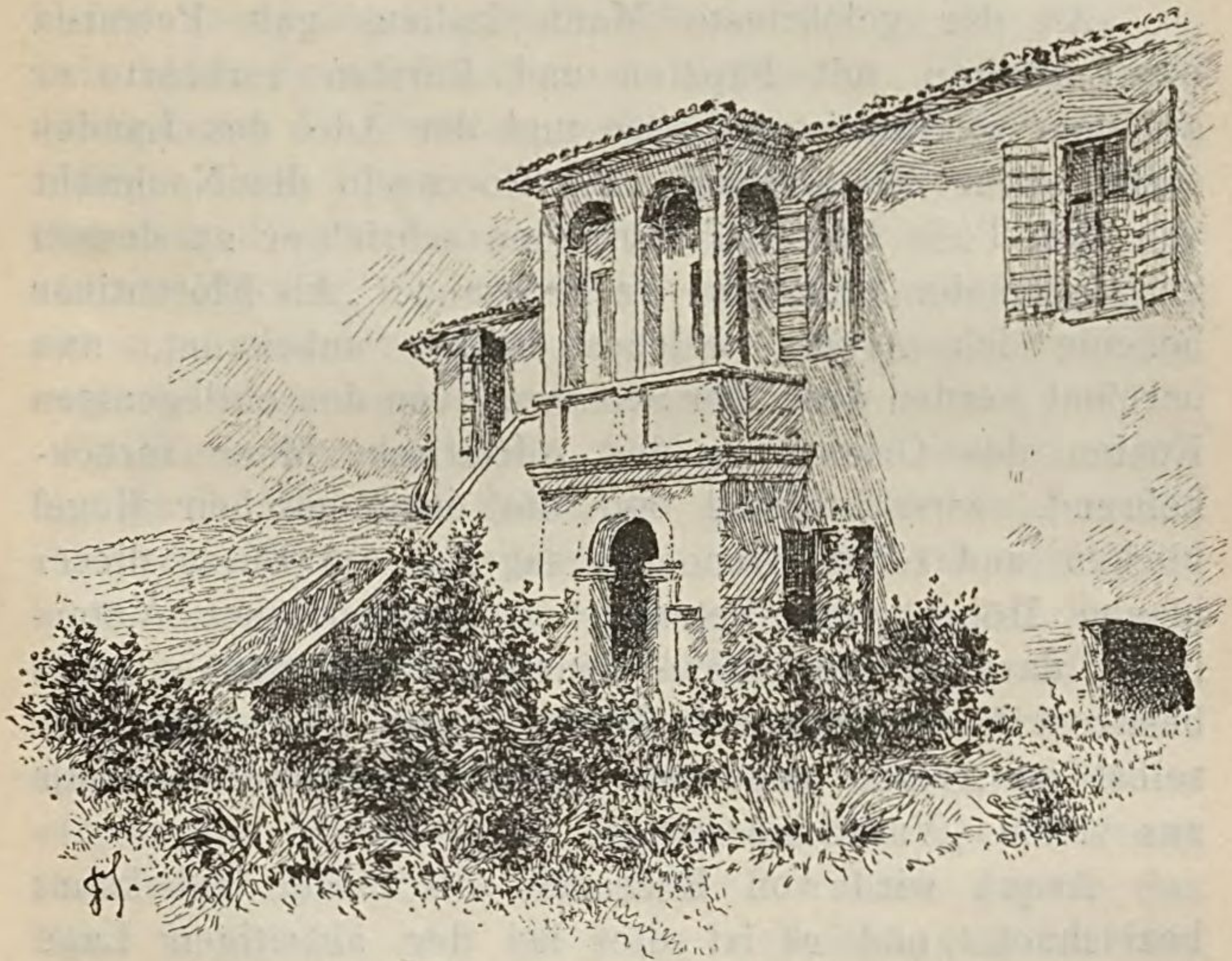
Keiner unserer deutschen Dichter, die übrigens alle um einige Jahrhunderte jünger sind, erfreut sich äusserlich einer so schönen, vollkommenen, behaglichen Unsterblichkeit, wie Petrarca. Schiller hat sein Häuschen in Gohlis, Goethe, Grillparzer und Andere haben ihre Zimmer, und pietätvoller Sinn waltet darin; aber vor den Fenstern brandet das moderne Alltagsleben und lässt eine rechte Weihestimmung schwer aufkommen. In Arquà aber, an der Stätte, wo Petrarca seine Tage beschloss, scheint seit seinem Tode die Weltuhr stille zu stehen. Das Dorf in einem Thalwinkel der euganeeischen Hügel abseits vom Wege gelegen, hat seine

Eigenart durch ein halbes Jahrtausend unverändert erhalten. Seine Bewohner wollen mit den Insassen der Nachbardörfer nicht verwechselt sein. Sie sprechen einen anderen Dialect als die Andern, und ihr Wesen scheint heftiger und rauher. Die Mädchen von Arquà verachten die Burschen aus fremden Dörfern. Die Bewohner von Arquà sind stolz auf ihre Abkunft von Jenen, welche Petrarca die Stiefel putzten. Dieser Ahnenstolz kleidet sie nicht schlecht.

Von der Eisenbahnstation Battaglia gelangen wir nach halbstündiger Fahrt in das Dorf. Die Fahrt ist interessant: zwischen üppigen Feldern und schwerbehangenen Weinranken führt die Strasse über alten Meeresgrund; denn einst haben die Fluthen der Adria sich weit ins Land hereingewälzt bis an den Fuss der euganeeischen Hügel, wo man Geräthe von Seefahrern ausgegraben hat und wo noch heute Oertlichkeiten als „Hafen“ bezeichnet sind. Der kleine See an der Strasse, in dessen Brackwasser Meerfische leben, ist als ein lebendiger Zeuge dieser geologischen Vergangenheit zurückgeblieben. Ehe wir ans Ziel gelangen, wird der Boden felsig; alpine Flora tritt auf zwischen Obstbäumen und Kastanien, Ahorn und Granatbüschen. Die Berglehnen, bald von Wäldern beschattet, bald Lämmern würzige Weide bietend, rücken an die Strasse heran; die Landschaft gewinnt einen erhabenen Charakter. Nach der nächsten Strassenwendung liegt Arquà vor uns. In malerischen Gruppen klettern die ungetünchten Häuser zwischen Gartenmauern und Granathecken die Lehne hinan.

Schon am Eingange des Dorfes tritt uns die Erinnerung an Petrarca entgegen. Das Geräusch plätschernden Wassers, der schrille Ton auf Eisenbändern schwankender Kupferkessel und das Ensemble plaudernder

Frauen und Mädchen dringen an unser Ohr. Wir befinden uns bei der Fonte del Petrarca, einem mächtigen Quell frischen Wassers, welchen der Dichter seinem Dorfe erschlossen hat. Da sehen wir Ninetta und Gigia ihre Eimer füllen und diese zu zweien auf breitem Tragholz über die kräftige Schulter schwingen, wir sehen



Petrarca's Wohnhaus.

sie auf klapperndem Holzschuh mit dem erquickenden Nass den steinigen Steig emporwandeln zu den rebenumrankten Häuschen, gradeso, wie Petrarca sie gesehen.

In dem Wirthshause, das uns beim Eintritt in den Ort entgegensieht, kann man sich mit dem wackeren Wirthe auch ohne Kenntniss der Landessprache leicht verständigen: er hat nur eine Sorte Wein, aber die

ist vortrefflich, er hat nur ein Töchterchen, aber das ist bildhübsch, und bringt zu essen, was eben da ist. Dass der Fremde dann zum Hause des Petrarca hinaufgeführt werden will, versteht sich von selbst. Seit der gelehrte und berühmte alte Herr da oben eingezogen ist, hat noch kein Fremder aus einem anderen Grunde das Dorf betreten.

Als der gelehrteste Mann Italiens galt Petrarca bei Lebzeiten, mit Päpsten und Fürsten verkehrte er auf dem vertrautesten Fusse und der Adel des Landes suchte seine Freundschaft. Als Boccaccio die Nachricht von dem Tode Petrarca's vernahm, schrieb er an dessen Schwiegersohn Francesco da Brossano: „Als Florentiner beneide ich Arquà, welches, bisher unbekannt, nun berühmt werden wird. Der Seefahrer, von den entlegensten Küsten des Orients in das Adriatische Meer zurückkehrend, wird liebevoll auf die euganeeischen Hügel blicken und seinen Genossen sagen: Am Fusse dieser blauen Höhen ruht Petrarca! O unglückliches Vaterland, dass du die Asche eines solchen Sohnes nicht besitzt!“ — Petrarca's Eltern waren Florentiner, er selbst zu Arezzo geboren, und Italien bestand damals aus vielen „Vaterländern“.

Arquà wird von Boccaccio als bisher unbekannt bezeichnet, und es ist dies bei der abseitigen Lage des Ortes wohl begreiflich. Die Strasse der Römer führte vom Po an Monselice (Mons Silicis) und dem Monte della Stufa, auf dem heute das Schloss St. Elena steht, vorbei gegen Padua. Als Este dann zur Blüthe kam, war es durch den im zwölften Jahrhunderte erbauten Schiffahrtscanal, der das Hügelland in weitem Bogen umging, mit Padua und Venedig verbunden. Nach der Oertlichkeit und der Art seiner Anlage ist dem Dorfe jedenfalls ein sehr hohes Alter zuzuschreiben,

und es ist immerhin möglich, dass es schon zu den 34 befestigten Orten gehörte, welche Cato der Aeltere in den euganeeischen Hügeln antraf. Nach der Sage soll der Ort einst viele reiche Gebäude besessen haben, deren Bogengänge ihm den Namen Arcuatus gaben, was natürlich sehr unwahrscheinlich ist, wie denn überhaupt die Etymologen bei der Deutung euganeeischer Ortsnamen bisher wenig Glück gehabt haben. Erst in der jüngsten Zeit haben Sprachforscher wie Chirardini, Deecke, Pauli die Sprache der Veneter, welche der neuesten Forschung zufolge diese Hügel vor den Römern bewohnten, zum Gegenstand gründlicheren Studiums gemacht, und die nächste Zukunft wird uns wohl manche Aufschlüsse über die in mythisches Dunkel gehüllte Vergangenheit der euganeeischen Ansiedlung bringen.

Wenn wir die steile, felsige Strasse emporsteigen, die durch das Dorf führt, so grüsst uns bald rechts Petrarca's Haus. Der Dichter hatte es sich selbst erbaut und drei Jahre vor seinem Tode bezogen. Selbstverständlich hat es seither manche Veränderung erfahren, und selbst die Façade verdankt ihre Entstehung einer späteren Zeit. Wohl aber sieht man noch die Spuren vermauerter Bogenfenster, die aus der Zeit der Erbauung stammen mögen. Nach dem Tode Petrarca's gerieth das Haus in Verfall und es wäre vielleicht gänzlich vom Erdboden verschwunden, wenn nicht der letzte Nachkomme Petrarca's, Cardinal Graf Silvestri, es pietätsvoll in Stand gesetzt hätte. Um das Haus für alle Zeiten erhaltenden Händen anzuvertrauen, hinterliess er es der Stadt Padua.

Ein von hoher Mauer umgebener Vorhof trennt das Haus von der Strasse, wo der Wanderer in einer neben der Pforte eingefügten Marmortafel die von Leoni verfasste Inschrift liest:

„SE TI AGITA SACRO AMORE DI PATRIA
T'INCHINA A QUESTE MURA
OVE SPIRO LA GRAND' ANIMA
IL CANTORE DEI SCIPIONI
E DI LAURA.“

(Wenn Dich heilige Liebe zum Vaterlande beseelt
— Neige Dich vor diesen Mauern — Wo seine grosse
Seele ausgehaucht — Der Sänger der Scipionen —
Und der Laura.)

In weihevoller Stimmung haben schon Tausende diese geheiligten Räume betreten. Seit einem Jahrhunderte verzeichnen aufliegende Gedenkbücher die Namen der Pilger, welche die heilige Liebe zum Vaterlande an diese Stätte geführt, und auch an den Wänden finden wir manchen bekannten Namen, wie z. B. Cesa-rotti, Byron und Alfieri; der Letztere hat ein schönes Sonett an die Wand geschrieben, das unter einer Glas-tafel verwahrt wird. Wenn uns heute das Aeussere des Hauses kein Bild aus der Zeit Petrarca's gibt, so ist es doch so malerisch und charakteristisch, dass es sich jedem Besucher in die Erinnerung einprägt. Zu dem einstöckigen Gebäude steigt in zwei Absätzen eine Freitreppe empor, die in eine aus der Façade vorspringende, aus zwei hohen Bögen bestehende Loggia mündet. Von dieser gelangt man unmittelbar in die Gemächer, die ein kleines Museum von Gegenständen aus der Zeit des Dichters enthalten. Wir finden eine Bibliothek mit sämtlichen Ausgaben seiner Werke und an den Wänden Porträts von Zeitgenossen. Ein Theil dieser Bilder ist aus dem Nachlasse des vor wenigen Jahren verstorbenen Curaten Piombin in den Besitz des Museums gelangt. Dieser war ein eifriger Sammler von Alterthümern, da ihn aber seine magere Pfründe in Monselice nicht in die Lage setzte, für seine Erwerbungen Geld aufzu-

Augen, ist aber mit allem, auch deutsche Ansprüche vollauf befriedigenden Comfort eingerichtet. Ein grosser säulengeschmückter Speisesaal, ein hübsches Kaffeehaus und ein längs des ganzen Gebäudes laufender, bis in das zweite Stockwerk reichender breiter Porticus bilden den beliebtesten Versammlungsort der eleganten, aus Angehörigen aller Länder bestehenden Badegesellschaft.



J.J. Dampfgrötte und artesischer Heisswasserbrunnen in Battaglia.

Eine Doppelallee mächtiger Platanen führt von hier nach dem einen halben Kilometer entfernten Schlossparke und gewährt einen effectvollen Durchblick auf die rauchende Wassersäule des artesischen Heisswasserbrunnens. Daneben führt eine vom Grafen Wimpffen gepflanzte Magnolienallee an dem stattlichen Meierhofe vorbei zum Schlosse. Im Frühling vermengt sich der Duft der Magnolienblüthen mit jenem der Rosenhecke, die den ganzen Schlossgarten umfasst. In diesem prächtig gepflegten englischen Garten gedeiht die Kork-eiche, der Kampherbaum, die Ceder und der Kaffeebaum, exotische Wasserpflanzen wuchern an den Ufern

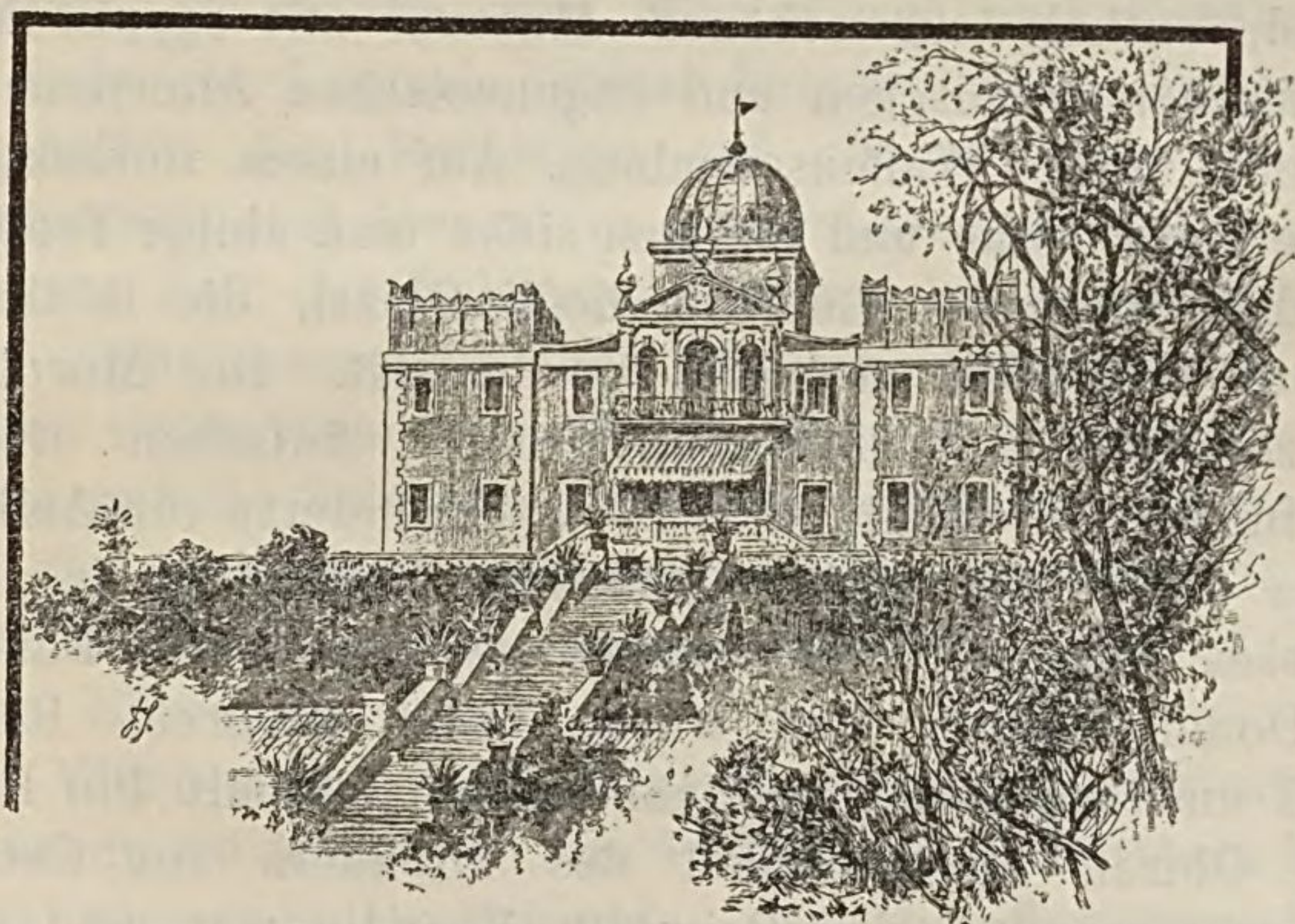
der warmen Teiche und über das Gestein der Terrassen klettert die Cactusfeige und das Kapernkraut mit seiner würzigen Frucht. Dieses bedarf der pflegenden Hand des Gärtners nicht; im Gegentheil, es liebt die Freiheit so sehr, dass es nur dort gedeiht, wo sein Same von selbst anfliegt oder durch Ameisen hingetragen wird.

Auf gewundenen Pfaden durch einen Coniferenwald oder aber auf breiter Treppe von Terrasse zu Terrasse emporsteigend, gelangen wir auf die mit Quadern belegte Plattform, die den an Palladios berühmte Villa Rotonda erinnernden Palast des Grafen Wimpffen umgibt, dessen Mutter, Gräfin Maria Wimpffen, eine der geistreichsten und kunstsinnigsten Frauen ihrer Zeit, in den Vierziger und Fünfziger Jahren hier Schriftsteller und Künstler ebenso gastfreundlich empfing, wie in ihrem Palazzo in Venedig und in ihrem Hause in Wien. Das Autographenbuch, welches in einem der Salons der Gräfin auflag, enthält unter zahlreichen Einzeichnungen von Deutschen, Italienern, Franzosen und Engländern die Namen und Geistesspenden von Heinrich Heine, Anastasius Grün, Halm, Lenau, Humboldt, Varnhagen von Ense, Elise von der Recke, Ida Hahn-Hahn, Tiedge, Deinhardstein, Bauernfeld, Feuchtersleben, Friedrich Rückert, Karl von Holtei, Zedlitz u. s. w. Gegenwärtig ist dieses interessante Buch im Besitze der Freifrau Marie von Gagern.

Wer das Glück hatte, die Gräfin auf ihrem Landsitze bei Battaglia zu treffen, trug doppelten Gewinn davon: zu dem Zauber herzegewinnender Liebenswürdigkeit der geistreichen Hausfrau gesellte sich hier der mächtige Eindruck der Natur, welche alle ihre Reize zu den Füßen des Musensitzes ausbreitete.

Mannigfaltig und farbenprächtigt ist das Panorama, welches man von diesem kaum 50 Meter über dem

Meeresspiegel erhobenen Standpunkte genießt, wenn die Sonne sich zum Niedergange neigt. Die anmuthigen Wellenlinien, mit welchen sich die dunkelgrünen Hügel vom Horizonte abheben, umsäumt purpurne Glut; die Schatten der Euganeen breiten sich über die fruchtbare Ebene und schleichen an den einst mit Fresken bemalten gewaltigen Zinnenmauern des nach chinesischem Vorbilde erbauten Schlosses Catajo empor.



Schloss Battaglia. (St. Elena.)

Catajo ist nach einem Plane, den Marco Polo von seiner grossen chinesischen Reise mitbrachte, für die Familie Obizzi im 16. Jahrhundert erbaut worden. Diese Familie stammt wahrscheinlich aus Burgund. Fisco und Obicione erschienen 1007 mit Heinrich II. in Italien, als Papst Benedict VIII. die Hilfe dieses Kaisers gegen die Römer in Anspruch nahm. Fisco vertheidigte Genua gegen die Türken und von ihm sollen die Fieschi abstammen. Obicione liess sich im Jahre 1007 in Lucca

nieder und war der Stammvater der Obizzi. Die Familie stand auf der Seite der Welfen, verlor in den Parteikämpfen die Herrschaft über Lucca und lebte dann vom Kriegsdienste. Ihre Mitglieder dienten bald den Markgrafen von Este, bald Papst Urban V., dem Könige Eduard III. von England und den Scaligern. Pius Eneas von Obizzi ist der Erbauer des Schlosses Catajo.

Das weitläufige Schloss, gegenwärtig im Besitze des österreichischen Thronerben Erzherzog Franz Ferdinand, enthält ein schönes Museum mit egyptischen, griechischen, römischen und euganeeischen Alterthümern und eine reiche Waffensammlung. Auf einem viereckigen Steine unter Glas und Rahmen sieht man einige Tropfen von dem Blute der Lucrezia degli Obizzi, die in ihrem Palaste in Padua ermordet worden ist. Die Mordthat hat zu ihrer Zeit in Padua grosses Aufsehen erregt, und in der Geschichte des 17. Jahrhunderts von Andrea Gloria finden wir eine ausführliche Erzählung des Ereignisses. Lucrezia entstammte der vornehmen Familie der Dondi-Orologio und wurde 1610 geboren. Reich, schön und tugendhaft, vermählte sie sich mit Pio Eneo degli Obizzi, einem Enkel des Erbauers von Catajo, welcher Gesandter der Republik Venedig war und sich durch glänzende Lebensführung, Freigebigkeit und Sinn für edle Künste (er verfasste mehrere Dramen und Gedichte) auszeichnete. Er besass Paläste in Ferrara und Padua und wohnte zuweilen in Catajo. An einen jungen Mann, namens Attilio Pavanello, hatte sich Pio Eneo in besonderer Freundschaft angeschlossen. Dieser gehörte einer vornehmen Familie an, war aber heuchlerisch und lasterhaft. Pio Eneo behandelte ihn wie einen Sohn, und bald stand Attilio auch mit der Marchesa auf freundschaftlichem Fusse. Als nun einst der Gatte von Padua abwesend war, drang Attilio in

das Schlafzimmer der jungen Frau, erreichte aber seinen Zweck nicht. Die Frau leistete hartnäckigen Widerstand, rief um Hilfe und Attilio ergriff wüthend ein Messer und durchschnitt ihr den Hals. Der Mörder entfloh und wurde in Venedig verhaftet. Trotz der Tortur leugnete er jegliche Schuld, so dass man ihn wieder frei liess. Nach fünfjähriger Abwesenheit tauchte Attilio wieder in Padua auf. In der Familie Obizzi ist man mittlerweile zu der Ueberzeugung gekommen, dass Niemand Anderer als Attilio der Mörder sei und Ferdinando, ein Sohn der Lucrezia, stösst bei der ersten Begegnung mit Attilio den Ruchlosen auf offener Strasse nieder. Ferdinando trat hierauf in österreichischen Kriegsdienst, war zur Zeit der Belagerung Wiens 1683 Stellvertreter des höchstcommandirenden Grafen Starhemberg und später Gouverneur von Wien. Bekannter als diese Lucrezia und ihr Sohn Ferdinando ist jener Obizzo geworden, der die nach ihm benannte Haubitze erfunden hat. Das erste Modell derselben nimmt im Schlossmuseum zu Catajo einen Ehrenplatz ein.

Wenn die Schatten der Euganeen länger werden, erreichen sie Monselice, ein lebhaftes Städtchen am Fusse eines einsamen Basaltkegels, den die fleissigen Steinbrecher eines Tages von der Erdoberfläche glatt weggeputzt haben werden. Schon die Römer nahmen vom Mons silicis ihr Strassenpflaster, und heute geht man dem Berge mit Pulver und Dynamit zu Leibe, unbekümmert um die oben stehende weitläufige und male-
rische Burg der edlen, prachtliebenden und wohlthätigen Carrara's, die hier von Ezzelino überfallen wurden. So wie die Schreckensherrschaft dieses Tyrannen, so ist auch die milde und segensreiche Regierung des Hauses Carrara unter dem Volke noch in lebhafter Erinnerung. Ein grossherziger Fürst war besonders Jacopo von Car-

rara. Als ihn einst Jemand öffentlich beleidigte, flüsterte er ihm ins Ohr: Ich werde Dir die Zunge abschneiden. An demselben Tage schickte er dem Manne mit der schlecht behüteten Zunge ein fettes Schwein und eine Fuhr Getreide ins Haus und stopfte ihm damit den Mund. Eine regelmässige Anwendung dieses Verfahrens gegen Verbalinjurien erschien allerdings nicht räthlich, denn es hätte dann bald in dem ganzen Lande keine Schweine mehr gegeben.

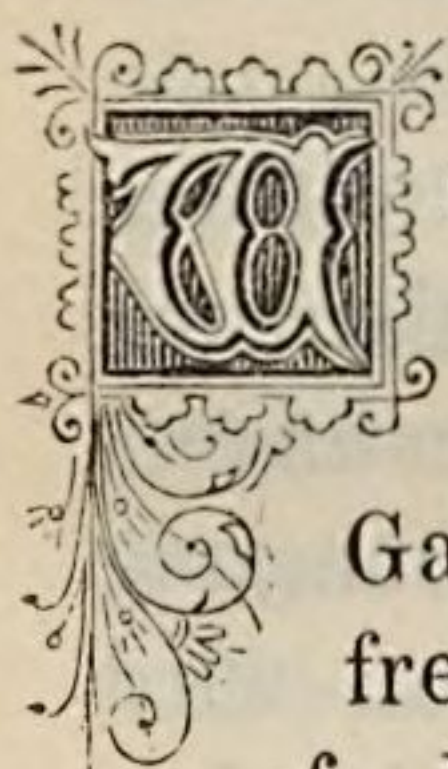
Urkundlich besteht die Burg Monselice seit dem Jahre 914 und die heutigen Mauern stammen aus der Zeit Friedrichs II. In einem der hohen Säle des noch erhaltenen Palastes der Carrara wird ein interessanter gothischer Kamin gezeigt.

Immer breiter legt sich der Schatten über das Land bis hinaus zur schimmernden Lagune. Nur der Monte Rua ragt mit dem Gipfel noch in den Lichtkreis der scheidenden Sonne. Von würzigen Pinien umgeben, krönt auch ihn eine Trutzburg. Die Besatzung hat noch nicht capitulirt und die Grundvesten scheinen unerschütterlich wie der Felsen Petri. Polnische Mönche hausen da oben in einem Camaldulenserklöster. Aber die Schatten des Abends klimmen den Berg hinan, und eines Morgens wird das junge Sonnenlicht zwischen den verfallenen Mauern spielen. Menschen werden kommen und die Trümmer mit neugierigem Staunen betrachten als Reste einer wunderlichen Zeit.



Este.

Schönes Italien, ja du bist bis heut'
Der Garten dieser Welt, an Allem reich,
Was Kunst gewährt, wodurch Natur erfreut;
Was gleicht dir selbst in der Verfallenheit?
Schön ist dein Unkraut noch, ja, uns erfrischt
Dein Wüstsein mehr als And'rer Fruchtbarkeit.
(Byron.)



Welcher Besucher Italiens hätte nicht, wenn auch in weniger schönen Worten, dasselbe Gefühl ausgedrückt, wie der grosse Brite! Fürwahr, ein Garten ist Italien, und die köstlichsten Früchte, freilich auch manche farbenprächtige Giftbeere, ist auf diesem üppigen Boden gediehen, seit uns die Geschichte des Menschengeschlechtes bekannt ist. Zu allen Zeiten ist Italien ein Garten gewesen, von dem in reicher Fülle befruchtender Blüthenstaub ausflog, und tief unter der dicken Humusschichte, wohin der Spaten der Geschichte nicht mehr dringt, finden sich noch die Reste längst verstorbener Völker, die einst geblüht und auf dem Felde der Cultur und Kunst Früchte gezeitigt hatten.

Und die Gegenwart! Welch' reiche Blüthe hat der Same der nationalen Einigung im ganzen Lande entfaltet! Wer heute das Land besucht, sieht allerorts neue Lebenskraft spriessen und treiben, sieht die frischen Schösslinge sich über Ruinen emporranken und um morsche Stämme schlingen, ist Zeuge der üppigen Entwicklung eines gesunden Volkthums. Mag auch im Ge-

dränge des allzureichen Wachsthums manch' zartes Pflänzlein ersticken, mag manch' alter, stattlicher Baum in der Umarmung der Lianen erdrückt, manche romantische Ruine von den neuen Wurzeln zersprengt werden, mag da und dort ein unnützer Wassertrieb empor-schiessen: gross und erfreulich ist doch schon heute die Menge der in den erwärmenden Strahlen der neuen Sonne gezeitigten Früchte, und wo der Wanderer tritt, findet er in Denkmälern und Strassennamen, in Bauten und Stiftungen sprechende Beweise, wie tief und gleichmässig im ganzen Lande der nationale Sinn seine Wurzeln geschlagen hat. Man könnte sich anderwärts ein Beispiel daran nehmen.

Doch das sind Betrachtungen, die der Politiker weiterführen mag. Der mag die neue nationale Pflanzung auf ihre Samenbeständigkeit prüfen, der mag erwägen, ob der Boden ohne ausgiebige wirthschaftliche Düngung all' die stolzen Gewächse für die Dauer ernähren wird können, der mag sich in historisch-politische Zukunftsbetrachtungen einlassen über die Frage, wie lange der neue Garten unangetastet von aussen oder innen stehen bleiben oder wann die unbarmherzige Egge der Weltgeschichte neuerlich über das schöne Land dahinfahren wird. Das geht den Politiker an; ich singe mir ein minder garstig Lied und ergötze mich an dem Garten, wie er ist, treibe mich sorgenlos in seinen Gängen umher, pflücke da eine duftige Blüthe, nasche dort an einer würzigen Frucht oder stochere neugierig in der freiliegenden Gartenerde, ein vergilbtes Blatt, eine unverweste Fruchtkapsel aus einer längst verblühten Vegetationsperiode hervorholend.

Auf solchem Seitenpfade bin ich auch nach Este gelangt. Die Führung hatte ein edler Freund und Gönner übernommen, dem ich manch' schönen und anregenden

Eindruck in Italien verdanke. Er war es, der mir hier vor Allem die Pforte jenes vornehmen Landsitzes öffnete, in welchem Contessa Albrizzi mit ihren liebreizenden Töchtern wie mit einem Zauberschlage mir alle kunsthistorischen Schrullen und archäologischen Träumereien aus dem Sinne trieb und der blüthenprangenden, farben-glühenden Gegenwart die gebührende Geltung verschaffte. Der Gatte der Gräfin gehörte einer der wenigen Patrizierfamilien an, deren Glanz den Verfall der Lagunenrepublik überdauerte, und die Gräfin erhält diesen Glanz in ihrem Palazzo zu Venedig, in ihrem gothischen Schlosse am Oberlaufe der Etsch und in der Villa zu Este durch Kunstsinn und geläuterten Geschmack ungetrübt aufrecht.

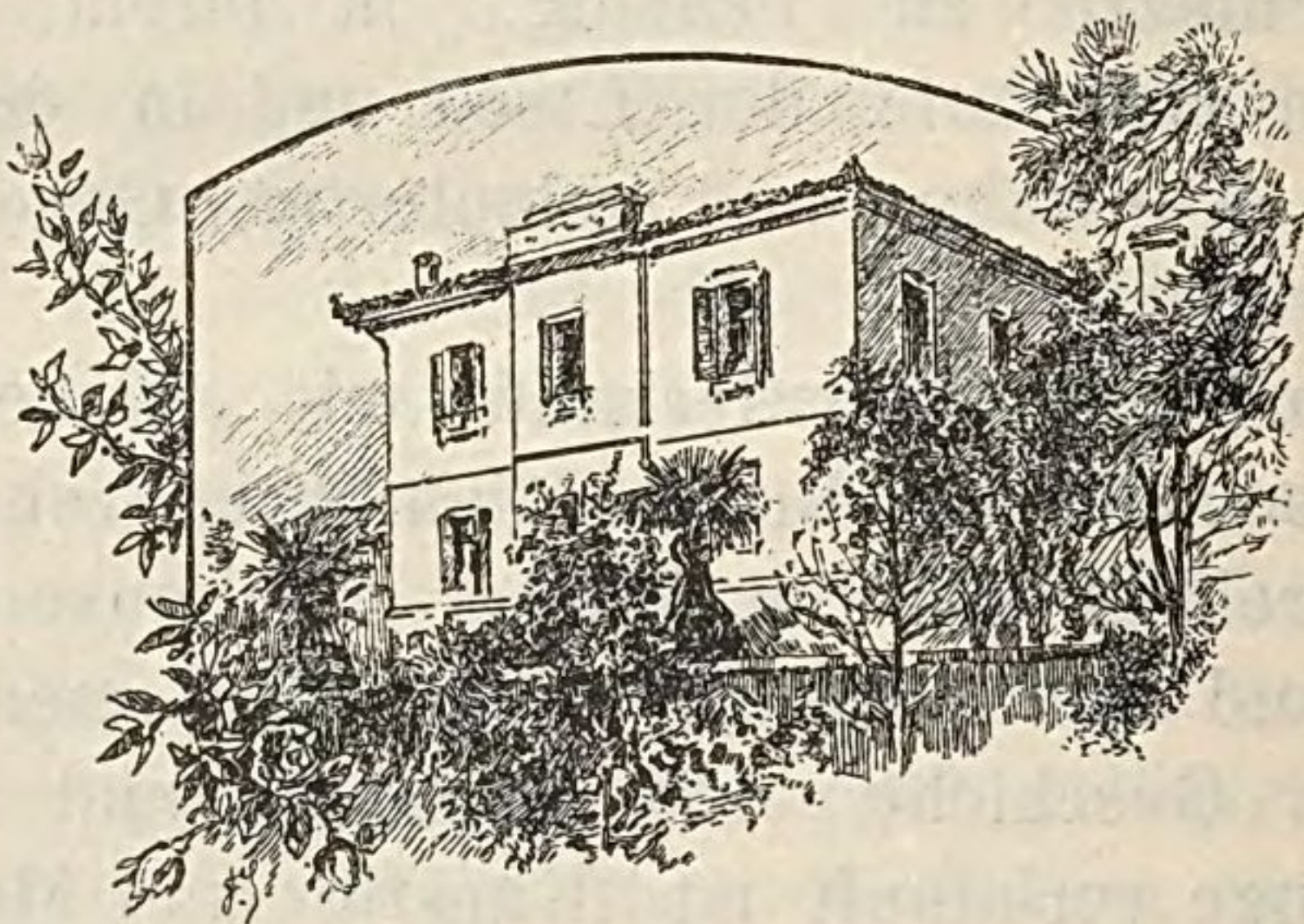
In den von Künstlerhand mit reichen Stuccoarbeiten geschmückten Rococosälen ihres venezianischen Palastes vereinigt sich im Winter eine auserlesene Gesellschaft, und man kann hier manchem Namen begegnen, der mit der Geschichte der Republik und ihrer Baudenkmale enge verknüpft ist. Künstler und Musikfreunde finden hier ein gastliches Haus. Die Gräfin selbst spielt meisterlich die Harfe, und ihre Stimme erregt den Neid aller Primadonnen.

Auch die Villa in Este sieht häufig Gäste. Wenn die weichen Schatten der mächtigen Platanen sich über die breite Gartenterrasse legen, dann bilden sich in heiterer Conversation malerische Gruppen, die an jene Bilder mit Darstellungen aus der Renaissancezeit erinnern, die Francesco Vineo so prunkvoll und farbenfroh zu malen weiss.

In seinem Briefe an Hobhouse vom 18. Januar 1818 nennt Lord Byron unter den Männern, die in seiner Zeit durch Kunst oder Gelehrsamkeit hervorleuchteten, auch einen Grafen Albrizzi und man thut daher der

Wahrscheinlichkeit keinen allzu grossen Zwang an, wenn man die Gestalt Byrons als Gast in den prächtigen Rahmen der Villa versetzt. —

Ist denn Byron überhaupt in Este gewesen? Es gibt Forscher, die dieses bestreiten, aber die Stadt Este hält die angeführten Gründe keineswegs für triftig genug, um ihre Beziehungen zu dem grossen Briten in Zweifel stellen zu lassen. Man beruft sich in Este auf die Tradition und auf das Zeugniß des gelehrten Mitbürgers Leo Benvenuti, der in einer besonderen Druck-



Lord Byron's Villa.

schrift den Aufenthalt Byrons in der Villa Hoppner nachgewiesen hat. Ist Byron wirklich in Este gewesen, so fällt sein Aufenthalt in die Jahre 1817 bis 1819. Die Oertlichkeit war recht wohl geeignet, dem Sänger des Childe Harold die Einsamkeit und Sammlung zu gewähren, deren er damals bedurfte.

Ein kleines, zur Villa Hoppner gehöriges Gartenhaus, auf vorspringendem Felsen erbaut, mit reizender Aussicht auf die epheumrankten Thürme der alten Burg und hinaus in die weite, mit Städtchen und Landhäusern bedeckte Ebene, wird von der Tradition als der Ort bezeichnet, wo Byron zu arbeiten pflegte, oder

mit seinem Freunde Shelley, der ihn im October 1818 besuchte, im Gespräche verweilte. Den Winter verbrachte Byron in Venedig, und in jene Zeit fallen seine Liebeshändel mit der Kaufmannsfrau Marianna Segati und der Bäckerin Margherita Cogni. Es ist bekannt, dass Letztere sich in Byron's Wohnung im Palazzo Mocenigo einnistete und nur mit Mühe wieder fortgebracht werden konnte. Vor den Nachstellungen seiner verlassenen Geliebten mag ihm das Haus hinter der Rocca in Este wohl eine sichere Zufluchtsstätte geboten haben. Später mag hier in der schwärmerischen Einsamkeit die Liebe zur Gräfin Teresa Guiccioli, die er im Herbst 1818 zum erstenmale sah, zu jener verzehrenden Leidenschaft emporgelodert sein, die ihn zu dem Entschlusse brachte, die Geliebte dem alternden Gatten zu entführen. Hier mag die „Klage Tasso's“ als Frucht wiederholter Ausflüge nach Ferrara gereift sein, von hier aus ist Byron wohl oft hinübergepilgert nach dem stillen Arquà, denn

„Zu seinem Genius pilgernd, tritt hier ein,
Wem werth ist seine schönbesung'ne Pein“

und

„Der traute, stille Weiler, wo er wohnte,
Ist recht ein Ort, wie er von je gefiel
Menschen, die des Geschickes Grimm nicht schonte...“

Aber so wie er vor Petrarca's Genius sein Haupt neigte, so hat er auch hier über Alfonso von Ferrara sein vernichtendes Urtheil gesprochen:

„Du frassest, wardst verachtet und vergingst,
Wie anderes Vieh, nur dass Dein Stall nicht klein
Und prächtig war der Trog, den Du empfindest...“!

Eine Laune des Zufalls hat es gefügt, dass die Villa, zur Zeit Byron's im Besitze des Consuls Hoppner, heute wieder einem Consul gehört, nämlich dem ehemaligen deutschen Generalconsul v. Kunkler, der sich

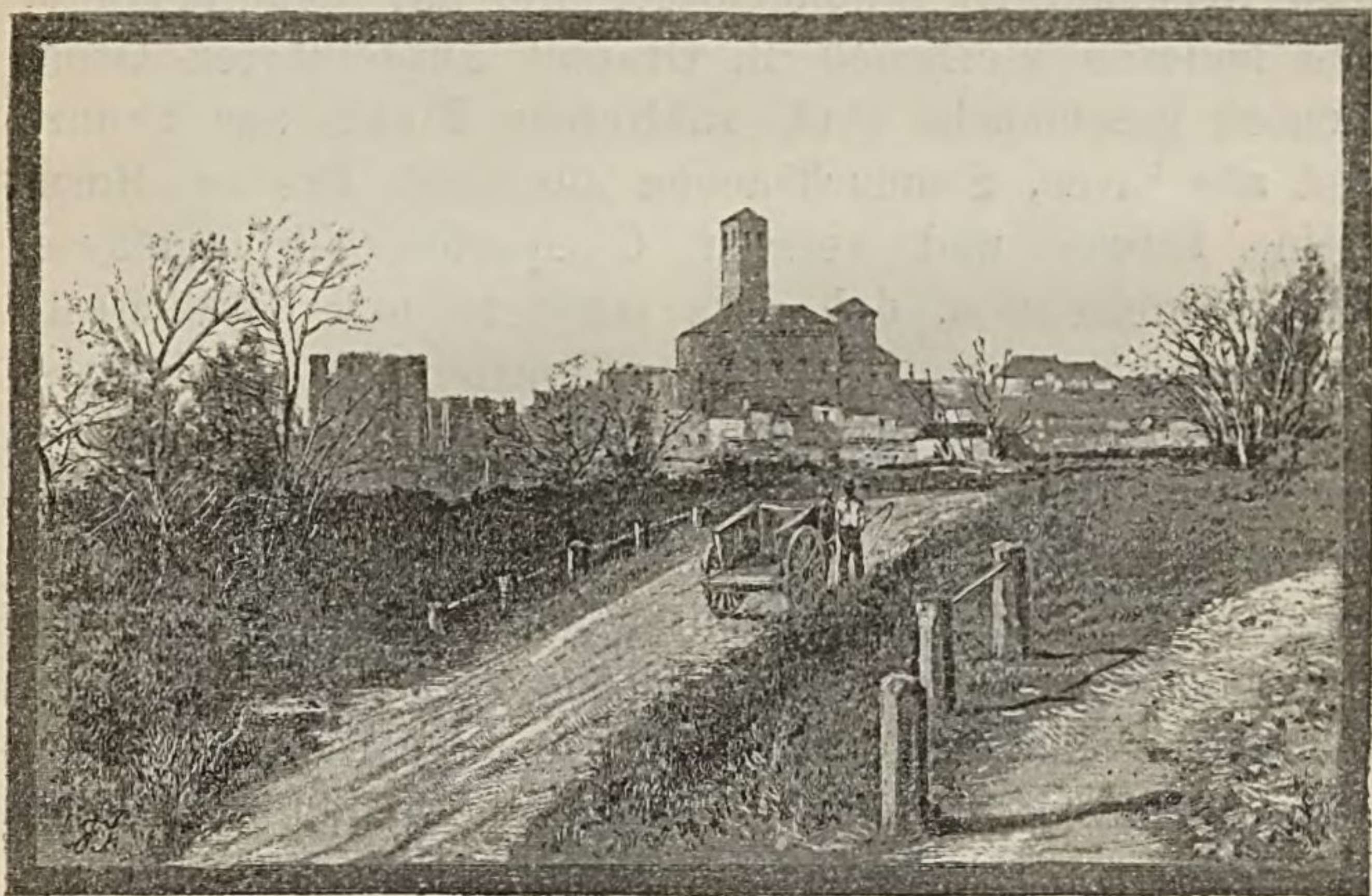
von dem Geräusche der Welt zurückgezogen hat, um hier der Musik und seinem Lieblingsstudium, der Botanik, zu leben. In dem kleinen Salon, dessen Fenster von den prächtigen Palmengruppen des Gartens beschattet sind, empfing uns die Hausfrau, eine ungemein lebenswürdige und lebhafte Engländerin, die von Allen, die sie kennen, wegen ihrer Herzengüte verehrt, und wegen der Virtuosität, mit der sie, die Engländerin, das Italienische beherrscht, bewundert wird. Sie spricht neben dem Toscanischen alle Dialecte Italiens mit einer Fertigkeit, dass sie dem Mailänder wie dem Neapolitaner, dem Venezianer wie dem Modenesen als Landsmännin gelten könnte.

In der nahegelegenen Villa Benvenuti öffnen sich uns die Pforten der prähistorischen Zeit. In einem Theile seines ausgedehnten Parkes hat der Besitzer, der um die Archäologie Estes hochverdiente, leider zu früh verstorbene Cav. Leo Benvenuti, die euganeeische Nekropolis aufgedeckt, deren Inhalt nun viele Kästen des Staatsmuseums in Este füllt. Der Bruder des Verstorbenen, Cav. Tommaso Benvenuti, ist ein eifriger Förderer des Museums geblieben.

Das Volk, das in seinen Gräberfeldern die Spuren seines Daseins und seiner Cultur hinterliess, ist bis zur Gegenwart in geheimnissvolles Dunkel gehüllt geblieben. Die archäologische Forschung, welche die Hieroglyphen der Egypter lesen gelernt hat, sie steht Angesichts der euganeeischen Inschriften noch immer vor einem ungelösten Räthsel. Die ersten Spuren des interessanten Volkes, dessen Plinius erwähnt, sind in den Dreissiger-Jahren unseres Jahrhunderts aufgedeckt worden, indem man bei der Ausgrabung römischer Alterthümer auf eine ältere Culturschichte stiess. Aber erst Leo Benvenuti hat durch Aufdeckung der Nekropolis in seinem

Parke von der Existenz des Volkes, das vor der römischen Herrschaft die Euganeen bewohnte, sichere Kunde gebracht.

Die Euganeer bauten ihre Gräber aus viereckigen Kalksteinplatten. In diese Räume stellten sie die Aschenurnen, Geräte der Verstorbenen und Opfergaben. Man fand diese Gräber in mehreren Schichten übereinander, wobei die unteren Lagen sich von den oberen sowohl



Este.

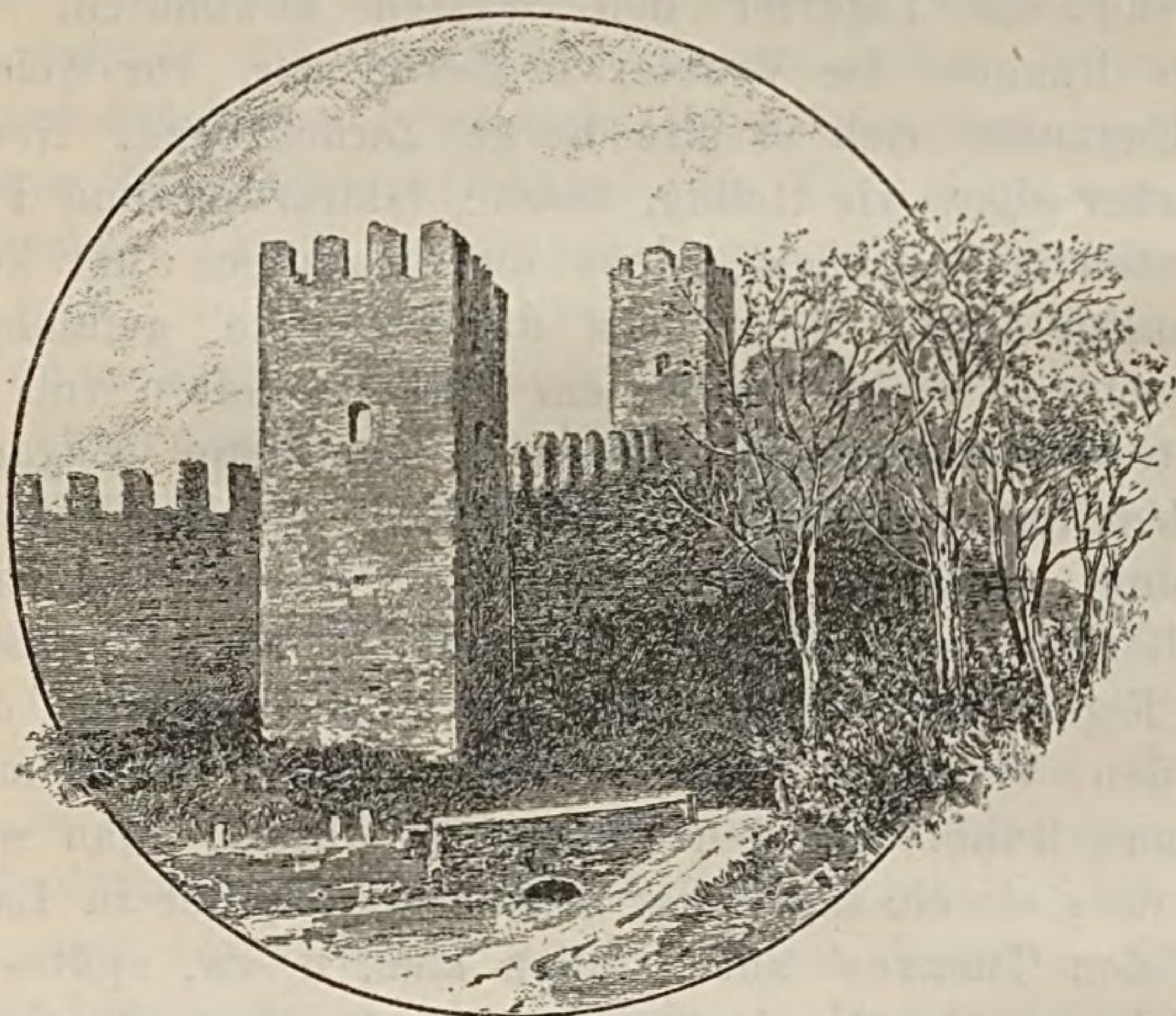
durch die Bauart als auch durch Form und Ausstattung der darin enthaltenen Gegenstände in der Art unterschieden, dass man verschiedene Culturstufen erkennen kann. In den jüngsten Culturstufen kann man deutlich den Einfluss römischer Kunstformen beobachten, eine Erscheinung, die zu dem Schlusse berechtigt, dass die Römer dieses Volk im Besitze einer alten, entwickelten Cultur antrafen, deren Eigenart allmählich

unter dem nivellirenden Einflusse des römischen Staatswesens verschwand.

Diese überraschenden Funde haben dem zur Aufnahme römischer Alterthümer gegründeten Lapidarium in Este zahlreiche eigenartig geformte Gegenstände in Thon, Bronze und Bernstein zugeführt, die den Erforschern der altitalischen Bevölkerung werthvolles Material bieten. Das Museum enthält nun mehr als 30 Bronzegefässe, 300 Aschenurnen, Thongefässe, die mit dem Mäander und anderen zierlichen in Graphit ausgeführten Ornamenten geschmückt sind, zahlreiche Fibeln aus Bronze und aus Eisen, Schmucksachen aus Gold, Bronze, Bernstein, blauen und weissen Glasperlen, Trinkgefässe, Kinderspielzeug u. dgl. Das schönste und berühmteste Stück der Sammlung ist die im Jahre 1879 ans Tageslicht geförderte „Situla Benvenuti“. Diese grosse Urne aus getriebenem Kupfer zeigt drei Reihen Reliefbilder, deren Figuren an assyrische oder altegyptische Bildnerei erinnern. Das Ganze scheint eine zusammenhängende Handlung, etwa einen Triumphzug oder die wichtigsten Ereignisse aus dem Leben eines euganeeischen Grossen darzustellen. Das Relief enthält in bewegten Stellungen die Bilder von Kriegern, Handwerkern, Priestern, Sklaven und Hausthieren. Das werthvollste, wenn auch bisher unerforschte Material bilden aber die bronzenen Votivtafeln und die zahlreichen grossen Nägel, deren Flächen mit Inschriften bedeckt sind.

Zu vergleichenden Studien sind das Museum und die von Professor Prosdocimi herausgegebenen Publicationen über dasselbe von zahlreichen Gelehrten Italiens und des Auslandes benützt worden. Cav. Benvenuti nennt unter den Letzteren Mommsen, Helbig, Maury, Undset, Montelius, Mortillet, Oberziner, Bartels, Brenndorf, Czörnig, Pauli, Meyer und Wurmbrand. Abgesehen

von dieser gelegentlichen Benützung harren die Funde noch der wissenschaftlichen Bearbeitung und werden ihren vollen Werth erst erlangen, wenn es gelungen sein wird, die Schrift und die Sprache dieses Volkes zu erforschen. Heute ist nur durch Professor Pigorini festgestellt, dass die Funde bis in jene Zeit zurückreichen, in welcher zwar das Eisen schon im Gebrauche, doch



Die Burg Este.

so selten und werthvoll war, dass man hauptsächlich Bronze verarbeitete. Prosdocimi unterscheidet fünf Culturperioden von den rohen Anfängen der Bildnerei bis zu dem vollständigen Uebergange euganeeischer Eigenart in den römischen Reichsgedanken. Este, das römische Ateste, galt als die Hauptstadt der Euganeer, und mehreren anderen Ortschaften, mit deren Namen die Etymologen nichts anzufangen wissen, wird euganeeischer

Ursprung zugewiesen. Nach Cato dem Aelteren sollen die Euganeer 34 gemauerte Castelle bewohnt haben.

In der neueren Zeit ist man der Frage näher getreten, woher die Euganeer ins Land gekommen sein mögen. Benvenuti erblickt in Form und Ausschmückung der Geräthe den Hinweis auf eine illyrische Culturquelle. Nissen rechnet die Euganeer mit den Rhaetern und Etruskern zu den Urbewohnern des östlichen Italiens, während die Ligurier den Westen bewohnten. Von Osten drangen die Veneter erobernd vor, vor welchen die Euganeer sich in ihre Berge zurückzogen. Neuere Forscher aber, wie Helbig, Deeke, Ghirardini und Pauli vertreten die Ansicht, dass die Euganeer gar keine Euganeer seien, d. h. dass die in Este gefundenen Gegenstände nicht von diesem Volke, sondern von den Venetern herkommen. Wenn es überhaupt Euganeer gegeben hat, so haben sie das Land vor den Venetern bewohnt, seien von diesen vertrieben worden und haben den Bergen ihren Namen, sonst aber nichts hinterlassen.

Eigentlich ist man jetzt so klug wie zuvor, denn von den Venetern weiss man jetzt auch nicht mehr, als man früher von den Euganeern wusste. Man weiss nur, dass sie ein illyrischer Stamm waren, der zu Lande über den Timavus nach Italien kam, u. zw. spätestens im siebenten Jahrhunderte vor Christus, dass ihr Gebiet bis an den Grossvenediger (Mons Veneticus) und den Bodensee (Lacus Veneticus), südlich aber bis an den Po reichte. Warten wir also, bis es den Gelehrten gelungen ist, die Inschriften der euganeeischen Veneter zu entziffern, dann werden die alten Bewohner der Berge zwischen den Alpen und dem Po selbst zum Worte kommen und uns ihre Geschichte erzählen. Sie waren ein schreibseliges Volk. Wo sich auf Urnen, den grossen Motivnägeln und sonstigen Geräthen eine Fläche

darbot, haben sie ihre Schriftzeichen eingeritzt; sie haben uns viel zu erzählen. Ob wohl Einer dieser euganeeischen Schriftgelehrten an die Möglichkeit gedacht hat, dass ihn die Nachwelt nicht verstehen könnte?

Verstehen wir die Gelehrten nicht, so verstehen wir doch die Töpfer und Plattner, Schwertfeger und Kunstschmiede des alten Volkes, denn sie reden die Universalsprache des Schönen, ihre Züge folgen den ewigen Gesetzen der Kunst. Durch die kräftige Schrift, mit welcher die Geschichte des römischen Volks- und Staatslebens vom gewerbefleißigen Patavium bis hinab in das fruchtbare Ackerland am Po eingetragen ist, schimmern, wenn auch noch kraus und unverständlich, die Züge einer älteren Geschichtsperiode durch, wie die alten Schriftspuren auf einem Palimpsest.

Doch überall, wo der Menscheng Geist gewaltet, sehen wir ja durch die Gegenwart auf die Vergangenheit, von dem Werdenden auf das Gewordene zurück. Ueberall finden wir das Princip der Bewegung als Bedingung des Daseins — und im Dasein den Keim des Todes.

Längst modern die Gebeine des grossen Briten, und in dem reizenden Landhause in Este, wo seine empfindsame Seele zwischen Weltschmerz und Liebeslust hin- und hergetrieben wurde, waltet heiteren Sinnes seine Landsmännin als tugendsame Hausfrau; in dem gräflichen Sommersitze vereinigen sich griechisches Blut und deutscher Geist im Dienste des Schönen; die Burg, aus der die mächtigen Herrscher von Ferrara hervorgegangen, dient heute Schlangen und Eidechsen zur Wohnung, und dort unter Lorbeer und Eiche liegt ein ganzes Volk begraben — es hat sich selbst die Grabschrift geschrieben und nun ist Niemand da, der sie lesen kann.

Wandern wir dann zwischen Oelbaum und Feige, Arbutus und Granatbusch den Berg hinan und blicken

wir hinaus auf das fruchtbare Flachland, in dem die Wiesen fünfmal geschnitten werden und von dem römische Autoren berichten, dass da die Hennen zweimal des Tages Eier legten und die Schafe zweimal des Jahres Lämmer warfen, so schweift die Phantasie in Zeiten zurück, in welchen diese Lande von den Felswänden der Alpen bis an die Hänge des Apennin salzige Fluth bedeckte. Es beginnt da zu quellen und zu quirlen, zu brodeln und zu brausen; vom Meeresgrund steigt glühende Lava hervor; zu hohen Säulen treibt sie das siedende Wasser; dampfend kämpft die flackernde Schlacke mit der zischenden Fluth. Immer mit erneuter Wuth treibt des Feuers Gewalt den kochenden Brei empor, bis er, vielfach überschichtet, aufragt über den erregten Wässern, Insel an Insel, Berg an Berg aufbauend, kahl noch und unwirthlich, von giftiger Sumpfluft umweht.



Am Po.

In den Füßen der euganeeischen Berge liegt im Süden ein gutes Stück jenes gesegneten Gefildes, welches man mit dem bedeutungsvollen Superlativ „Garten Italiens“ bezeichnet. Es ist das Land am Unterlaufe der Brenta, der Etsch und des Po. Nicht ohne Kampf haben die Bewohner sich in diesem Paradiese erhalten können. Millionen von Kubikmetern Alpengestein werden von den Bergströmen alljährlich in die Niederung heruntergeschoben. Immer höher und höher hat dieser Schotter das Flussbett angefüllt, immer mehr wurden die Mündungen versandet; immer höher und stärker mussten die Dämme gebaut werden, welche die ungeberdigen Bergströme in ihren Ufern halten. Wehe, wenn ein solcher Damm barst. Verheerend fluthete das Wasser über das üppige Niederland, die Hoffnung des Landmannes auf Jahre vernichtend, nicht selten auch sein Leben gefährdend.

Ein italienischer Wasserbauingenieur schätzt die Menge des Geschiebes, das der Po allein jährlich aus

den Alpen nach dem Meere befördert, auf 40 Millionen Kubikmeter und rechnet aus, dass durch dessen Ablagerung die Mündung dieses Flusses jährlich um 70 Meter weiter in das Meer hinausgerückt wird. Noch grösser ist ohne Zweifel die aus schwereren Stücken bestehende Schottermenge, welche nicht bis zum Meere gelangt, sondern von den träge gewordenen Strömen schon in ihrem Unterlaufe abgesetzt wird. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, dass auf die Erhaltung der Flusssämme die grösste Aufmerksamkeit verwendet wird; denn bei Hochwasser genügt die kleinste Beschädigung eines solchen Deiches, um der grauenhaftesten Verheerung die Thore zu öffnen. So sind durch einen Dammbruch am Po im Jahre 108 viele tausend Menschen ums Leben gekommen und als im Jahre 1872 der aus seinem Bette getretene Fluss das Gebiet zwischen Secchia und dem Meere — bei 3000 Quadratkilometer — überfluthete, bedurfte es einer Zeit von zwei Jahren, bis diese Länder wieder entwässert und dem Landbau dienstbar gemacht werden konnten.

Hat sich die ungeheuere Spannung, welcher die Dämme bei Hochwasser ausgesetzt sind, durch den Ausbruch des Elementes an irgendeiner Stelle vermindert, so ist natürlich die Gefahr für das gegenüberliegende Ufer geschwunden. Ehe noch die Deichpolizei durch strenge Gesetze geregelt war, hat der Trieb der Selbsterhaltung die Uferbewohner (*Rivalis*) wiederholt in Augenblicken höchster Gefahr verleitet, die Katastrophe dadurch von sich abzulenken, dass sie einfach den Damm auf dem gegenüberliegenden Ufer durchstachen und das Verderben über die dort wohnenden Rivalen brachten. Die Geschichte überliefert uns eine solche Unthat der Einwohner von Ficarolo, welche im Jahre 1150 vom Hochwasser auf das Aeusserste bedroht, dem angeschwollenen

Strome dadurch einen Abfluss verschafften, dass sie bei Nacht die gegenüberliegenden Deiche bei Stellata durchstachen. Es entstand dadurch ein neuer Arm des Stromes, der nicht mehr abgedämmt werden konnte.

Das Gebiet, welches von der Ueberschwemmung des Po bedroht ist, umfasst 12.000 Quadratkilometer und die Länge seiner sämtlichen Deiche beträgt über 1000 Kilometer. Wenn die Fluthen des Stromes über das gewöhnliche Niveau zu steigen begannen und die Gefahr eines Durchbruches näher rückte, waren die Ortschaften an beiden Ufern in einen förmlichen Kriegszustand versetzt. Alles war auf den Füßen, die Glocken wurden geläutet, Alarmkanonen standen bereit, reitende Wächter sprengten von Ort zu Ort, Faschinen und Sandsäcke wurden nach den bedrohten Punkten gebracht. Wegen der erwähnten Rivalität war Nachts die Schifffahrt untersagt und jedes Boot, das sich dem Ufer näherte, wurde angeschossen. Dieser Kampf um's Dasein hat heute längst mildere Formen angenommen und die italienische Deichpolizei gilt als die beste der Welt. Das ganze Deichsystem ist in eine Anzahl von Sectionen eingetheilt, deren jede einem Ingenieur zur Ueberwachung anvertraut ist. Dieser muss seinen Wohnsitz im Bereiche der Section aufschlagen und ist für die Erhaltung der Dämme, Handhabung der Schleusen und für die Flusspolizei verantwortlich; wie der Commandant einer Festung muss er sich, wenn eine Katastrophe droht, mit seiner Mannschaft todesmuthig in die Bresche stellen und das ihm anvertraute Land gegen das feindliche Element bis zum Aeussersten vertheidigen. Ihm untersteht die nöthige Anzahl von Streckenaufsehern und jeder Aufseher verfügt wieder über eine Anzahl von Deichwächtern. Diese bilden jedoch nur die Cadres der Rettungsmannschaft, welche aufgeboden wird, so-

bald Gefahr droht und die Fluss- oder Canalstrecke „unter Beobachtung“ erklärt worden ist. Da besteht die allgemeine Wehrpflicht und Alles, was Krampen und Schaufel führen kann, hat auf dem Damm zu erscheinen. Jeder Deichwächter wird der Commandant eines Wachpiquets, welches Tag und Nacht auf seinem Posten bleibt, mit Säcken und den nöthigen Werkzeugen versehen wird und durch laufende Boten, die von Posten zu Posten gehen, mit dem leitenden Ingenieur in fortgesetzter Fühlung stehen. Dieser ist jeden Augenblick in der Lage, seine Arbeiter-Reserven an den gefährdeten Punkt zu werfen und einen Durchbruch mit einigen Hundert Sandsäcken im Beginne zu unterdrücken. Ist aber dieser Zeitpunkt versäumt, hat der wilde Strom schon eine grössere Bresche gerissen, dann gibt es keine Hilfe mehr. Brausend und Alles verwüstend ergiessen sich die Wässer über das Niederland, und es bedarf oft jahrelanger Arbeit, um den wilden Bergsohn wieder in seine Fesseln zu schlagen. Das überschwemmte Land wird langsam durch die kleinen, alle Felder durchschneidenden Irrigationscanäle entwässert oder die Wässer müssen durch Pumpen aus dem Tieflande gehoben werden.

Trotz dieser umfassenden Vorkehrungen vergeht fast kein Jahr, in welchem nicht grössere oder kleinere Dammbrüche vorkommen. Im Jahre 1889 im Herbste — der Jahreszeit, in welcher sich Dammbrüche am häufigsten ereignen — brach der Reno aus seinem Bette aus und setzte das Land bis an die Mauern von Bologna unter Wasser. Zur Trockenlegung mussten zahlreiche Dampfpumpen in Thätigkeit gesetzt werden.

So kämpfen die Bewohner des Polandes seit zwei Jahrtausenden um ihren Boden. Wie uns die landwirthschaftlichen Schriftsteller der Römer erzählen, ist in

den Niederungen des Po, in deren ausgedehnten Eichenwäldern bis dahin die Schweinezucht betrieben wurde, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung der geregelte Ackerbau eingeführt worden und da die Irrigation den Alten schon zu Homer's Zeiten bekannt war, so besteht kein Zweifel, dass die ersten Ackerbauer im Polande auch die ersten Canalbauer waren.

Wenn man auf der Eisenbahn von Rovigo über Adria nach Chioggia fährt, erhält man eine beiläufige Vorstellung von dem complicirten Canalnetze, welches die Po-Ebene und das Hinterland der venezianischen Lagune durchzieht und dessen imponirenden Abschluss der Taglio nuovissimo bildet — ein Canal, der die Brenta um die ganze Lagune von Venedig herum bei Brondolo in das Meer führt. Gegen 2000 Millionen Lire hat allein die Republik Venedig im Laufe der Jahrhunderte darauf verwendet, um die geschiebführenden Flüsse von der Lagune fernzuhalten und so den Strandsee vor Versandung zu bewahren.

Ein lebensfrohes und thatkräftiges Volk bewohnt die Lagune und das fruchtbare Hinterland, ein Volk, welches im Mittelalter und in der Renaissanceperiode an den politischen und geistigen Kämpfen Italiens regen Antheil genommen hat. Vom Nordfusse des Apennin blickt das gelehrte Bologna in das Land, aus der Ebene ragt aber Ferrara auf, wo der Dichter des „Befreiten Jerusalem“ in seiner durch die Gegenreformation erweckten Glaubensangst vor den Werken seines eigenen Menschengeistes erschrak und darüber den Verstand verlor. „Die Tragödie Tasso's war die Tragödie Italiens“, sagt sehr treffend Hermann Hettner.

Von der Felsenburg Monselice herabblickend, sehen wir dieses Tiefland bis an den Horizont, der im Osten

und Süden in einer unbestimmten Linie verdämmert, mit Städten, Landhäusern und Pachthöfen übersät. Wenn die untergehende Sonne die anmuthigen Wellenlinien der Euganeen mit goldenem Saume schmückt und rosiges Dämmerlicht über das Land giesst, dann tönen, wie zu Tasso's Zeit, von hundert Kirchen die weihevollen Abendglocken-Accorde zu uns herauf. Immer neue Tonfluthen, von nahen Thürmen in breitem Maestoso heranwogend, an den fernen Campanilen äolsharfenartig verklingend, umschmeicheln mit romantischem Zauber das Ohr. Die Sinne nimmt dieser Zauber gefangen, aber nimmermehr vermag er jene Stimmung der Seele zu erzeugen, welche dem altgewordenen Michel Angelo die geistigen Sonette an Freundin Vittoria Colonna in die Feder dictirte, welche Tasso's Selbstanklage vor dem Inquisitionstribunal hervorrief. Freieren Geistes blicken wir auf das freie italienische Land. Eingedämmt ist heute der gewaltige Strom der Priesterherrschaft, dessen trübe Fluthen damals die fruchtbaren Gefilde der humanistischen Cultur zerstörten. Zwar braust er noch zornig dahin zwischen seinen Dämmen und ab und zu schwillt er zur bedrohlichen Hochfluth an, aber die Deichwacht halten nicht mehr um die Obmacht streitende Rivalen — auf den Dämmen steht das geeinigte Italien.



Literatur,

welche der Autor zu Rathe gezogen hat:

Benussi B., „L'Istria.“ Triest 1883.

Benvenuti Leo, „Lord Byron a Este.“ Bologna 1884.

Bidermann H. J., „Neue slavische Siedlungen auf süddeutschem Boden“ (in Lehmann und Kirchhoff's Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. Bd. II. Heft 5).

Caprin Giuseppe, „Lagune di Grado.“ Trieste 1890.

Frischauf Johannes, Dr., „Auf Cherso.“ Separatabdruck aus den „Mittheilungen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereines“, Jahrg. 1890. Nr. 12.

Gelcich Eugen und **Ghera P.**, Dr., „Die Insel Lussin.“ Wien 1888.

Goracuchi J. Alexander Ritter v., Dr., „Die Adria und ihre Küsten.“ Triest 1872.

Haracic A., Prof., „Sulla Vegetazione dell'Isola di Lussin.“ Gorizia 1890.

Jackson T. G., M. A., F. S. A., „Dalmatia, Quarnero and Istria.“ Oxford 1887.

Kandler Pietro, Dr., Zeitschrift „Istria“. Triest 1846—1852.

Kandler Pietro, Dr., „Notizie storiche di Montona.“ Trieste 1875.

Moser L. Carl, Dr., „Der Karst, in naturwissenschaftlicher Hinsicht geschildert. (Jahresbericht über das k. k. Gymnasium in Triest 1890.)

Pauli Carl, Altitalische Forschungen III. „Die Veneter und ihre Schriftdenkmäler.“ Leipzig 1891.

Pezzolo, Dr., „Battaglia, i suoi dintorni e le sue terme.“
Padova 1883.

Schleiden M. J., „Das Meer.“ Berlin 1874.

Schuchardt Hugo, „Slavo-Deutsches und Slavo-Italienisches.“
Graz 1884.

Suess Eduard, „Das Antlitz der Erde.“ Prag u. Leipzig 1883.

Tentori Cph., „Saggio sulla storia civile, politica, ecclesiastica
e sulla corografia e topografia degli Stati della Republica
di Venezia.“ 12 Vol. Venezia 1785—1790.

Tomasin Petrus, Dr., „Die Volksstämme im Gebiete von
Triest und in Istrien.“ Triest 1890.

Yriarte Ch., „L'Istria“ con note dell' avvocato Baseggio.
Milano.

Istrien. Ein Wegweiser längs der Küste, für Pola und das
Innere des Landes. Triest, Literarisch-artistische Anstalt
von Julius Ohswald.

„Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild.“
X. Bd. Küstenland. Wien 1891.

Mehrere andere Werke findet man im Texte angeführt.



Stradner, Josef,

Rund um die Adria ein Skizzenbuch

Graz (1893)

It.sing. 1014 dy-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11630654-6